



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Raum(-er)leben – Lebensräume“

Wahrnehmungen, Identifikationen und Aneignungen Jugendlicher von öffentlichen Räumen in
Wien Liesing

verfasst von / submitted by

Judit Fussi BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2020/ Vienna, 2020

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 589

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Internationale Entwicklung

Betreut von / Supervisor:

V.Prof.-Doz. Dr. Marie France Chevron

Kurzfassung

Die vorliegende Forschungsarbeit setzt sich aus einer lebensweltlichen Perspektive heraus mit Wahrnehmungen, Identifikationen und Aneignungen mit und des öffentlichen Raums von Jugendlichen im Wiener Bezirk Liesing auseinander. Diese Raumprozesse werden in ihren Interferenzen und gegenseitigen Kausalitäten im Forschungsfeld analysiert. Die Masterarbeit setzt dabei an der Problematik an, dass Jugendliche öffentliche Räume zwar ausgiebig nutzen, allerdings wenig bis gar nicht in deren Gestaltung eingebunden sind.

Es wird gezeigt, dass öffentliche Räume wichtige Funktionen in der adoleszenten Sozialisation und Identitätsbildung einnehmen und dabei Orte der Kommunikation, der Interaktion und der Repräsentation darstellen. Meine Masterarbeit versucht so, jugendliche Perspektiven und Bedeutungen des öffentlichen Raums ein Stück weit sichtbar zu machen.

Weiters wird der Frage nachgegangen, welche konkreten Wahrnehmungen junge Menschen von öffentlichen Räumen haben und welche Geographien der Stadt sie mittels subjektiven – sich an ihren Bedürfnissen und Erfahrungen orientierenden Bezugssystemen – konstruieren. Jugendliche finden oftmals verschiedene kreative und sportliche Aneignungsmöglichkeiten, die nicht immer den ursprünglich geplanten Nutzungsformen der Räume entsprechen.

In meiner Masterarbeit wird dabei ein besonderer Fokus auf machtvollen Prozesse und Dynamiken in den untersuchten Räumen gelegt, da Jugendliche diesen in ihrem alltäglichen Raum(er-)leben eine hohe Relevanz zusprechen. Diese hohe Relevanz resultiert für sie wiederum aus den Konsequenzen, die die Prozesse auf ihre Raumaneignungsmöglichkeiten haben. Dabei werden Phänomene der Raumregulationen und Raumkontrollen, erlebte Diskriminierungen in öffentlichen Stadträumen sowie auch Konflikte zu anderen Nutzer*innen im Forschungsfeld sichtbar und manifestieren sich für die Jugendlichen teilweise in erschwerten Raumzugängen oder auch in Raumausschlüssen.

Schlagnworte: Jugendliche, Öffentliche Räume, Raumwahrnehmung, Raumaneignung, Raumidentifikation, Wien Liesing, Macht und Raum, Raumkontrolle

Abstract

This study aims to shedding light on the perception, the identification and the appropriation of adolescents in public spaces focusing on the 23rd district of Vienna, namely, Liesing. Further, spatial processes are analyzed in their causalities and interferences within the research field. This master thesis is based on the problematic nature that adolescents use public spaces in an extensive way, yet, being rarely involved in their structuring.

It is found that public spaces take a significant role in regards of socialization, and identity formation processes of adolescents. Thus, public spaces constitute important places of interaction and representation. This study aspires to enlighten the perspectives as well as relevance of adolescents and their view of public spaces.

Furthermore, it is questioned, which kind of perception of spaces the young have. They build up their individual geographical mindset of the city, which is linked and grounded in their needs and experiences. Distinctive forms of usage of public spaces in regards of sportive or creative activities are found, which, however, may differ from their original purpose.

A particular focus within this study is laid on powerful processes and dynamics in public spaces, since the interviewees indicated them as significant in their everyday experiences in public spheres, due to the resulting consequences triggered. Space regulation and space control, discrimination in urban public spaces, as well as conflicts with others are phenomena and examples of the articulated dynamics and processes. As a result, hindered access to, or exclusion from public spheres are experienced.

Key words: Adolescents, public spaces, perception of public spaces, identification with public spaces, appropriation of public spaces, Wien Liesing, powerful processes in public spaces, space control

Danksagungen

Ich danke all jenen, die mir während des Schreibprozesses der Masterarbeit mit Rat und Tat zur Seite gestanden sind, meine Launen ausgehalten und mich motiviert haben, durchzuhalten und die begeistert die Arbeit gelesen und mir stets konstruktive Rückmeldungen gegeben haben. Insbesondere danke ich Marianne, Marietheres, Ena, Ron, Isa, Sarah, Inge und natürlich meiner Betreuerin Frau V.Prof.-Doz. Dr. Marie France Chevron. Besonders möchte ich auch meinem Streetwork-Team und meiner Teamleiterin Veronika danken, die mich in der letzten Schreibphase meiner Masterarbeit von der Arbeit freigespielt und mir damit ermöglicht haben, dieses Projekt fertig zu stellen. Außerdem bedanke ich mich bei den Teams des Jugendtreffs Pfarrgasse und des Jugendzentrums Alterlaa für ihre Unterstützung bei der Vermittlung von Interviewpartner*innen und der Durchführung der Interviews.

Insbesondere aber möchte ich mich bei allen Jugendlichen bedanken, die an dieser Forschungsarbeit mitgewirkt haben. Durch ihre Bereitschaft, mir Einblicke in ihre Lebenswelt zu gewähren und aus ihrem Alltag zu erzählen, konnte ich im Laufe des Forschungsprozesses viel Neues erfahren und dadurch Perspektiven erweitern, einiges dazu lernen und interessante Erkenntnisse gewinnen. Ich möchte diese Masterarbeit allen Jugendlichen widmen, die den öffentlichen Raum für sich schätzen, nutzen, stets kreativ, innovativ und auch widerständig in ihren Aneignungen sind und damit mitunter so manche gesellschaftlichen Normen in Frage stellen und irritieren.



Abbildung 1: Salettl im Fridtjof Nansen Park. Foto: Judit Fussi 2020

Inhaltsverzeichnis

1.	<i>Einleitung</i>	1
1.1.	Ausgangspunkt und Fragestellung	1
1.2.	Theoretische Bezüge	3
1.3.	Methodische Überlegungen und Forschungszugang	4
2.	<i>Raumtheoretische Grundlagen</i>	7
2.1.	Die soziale Produktion des Raums – Henri Lefebvre	8
2.2.	Der soziale Raum – Pierre Bourdieu	10
2.3.	Spacing und Syntheseleistung – Martina Löw	12
2.4.	Ko-Konstitution von Raum und Geschlecht – Doreen Massey	14
2.5.	Zusammenfassende Überlegungen zum Raumbegriff	15
3.	<i>Raumwahrnehmung, Raumidentifikation und Raumaneignung</i>	18
3.1.	Konzepte der Raumwahrnehmung	18
3.2.	Das Konzept der Raumidentifikation	21
3.3.	Die Raumaneignung	25
4.	<i>Methodologische Überlegungen</i>	31
4.1.	Orientierungsphase und zyklischer Forschungsprozess	33
4.2.	Die teilnehmende Beobachtung	34
4.3.	Die Interviews	36
4.4.	Auswertung und Interpretation	38
5.	<i>Das Forschungsfeld und die Akteur*innen im Feld</i>	40
5.1.	Die Jugendlichen als Akteur*innen der Forschung	40
5.2.	Der Öffentliche Raum in Wien	42
5.2.1.	Definitionsversuch	42
5.2.2.	Zur Bedeutung öffentlicher Räume in der Phase der Jugend	45
5.2.3.	Das Untersuchungsgebiet Wien Liesing	47
5.3.	Aktuelle Tendenzen im urbanen öffentlichen Raum in Wien	48
5.3.1.	Mitbestimmungsmöglichkeiten für Jugendliche in öffentlichen Räumen	48
5.3.2.	Räumliche Sicherheits- und Kontrollstrategien in Städten	50
5.3.3.	Zur Debatte um Migration in Zusammenhang mit Städten	53
5.4.	Die Rolle und Positioniertheit als Forschende	55
5.4.1.	Zu meiner Involviertheit ins Forschungsfeld	55
5.4.2.	Zur Repräsentationsmacht in der Wissensproduktion	58
5.5.	Der Intersektionale Forschungszugang	60
6.	<i>Konkrete Wahrnehmungen, Identifikationen und Aneignungen des öffentlichen Raums</i>	63
6.1.	Eine fragmentierte Stadt – Zur Raumwahrnehmung Jugendlicher	64
6.2.	Räume als soziale Orte der Kommunikation und Inter-aktion	67
6.3.	Räume als Orte der Sozialisations-, der Identitätsentwicklung und des Lernens	71

6.3.1.	Öffentliche Räumen als Orte des Lernens in der Peer Group.....	71
6.3.2.	Sozialisationserfahrungen in betreuten Räumen.....	72
6.4.	Die Ortsidentität – die „Heimat“ und das „zweite Haus“	74
6.5.	Die Aneignungsräume als Bühnen zur Repräsentation und Selbstdarstellung.....	76
6.6.	Das „Flanieren“ und das „Hängen“ als Aneignungsformen	77
6.7.	Bewegungs-, spielbetonte und kreative Aneignungen	80
7.	<i>Aneignungs(-un)möglichkeiten</i>	85
7.1.	Assoziation von öffentlichen Räumen mit Freiheit, Offenheit, Entfaltungsmöglichkeit	85
7.2.	Die Mitbestimmungsmöglichkeiten in Wien.....	87
7.3.	Zum Einfluss der Infrastruktur auf die Aneignungsmöglichkeiten.....	90
8.	<i>Die machtvollen Raumprozesse.....</i>	93
8.1.	Informelle und formelle Raumregulationen	93
8.2.	Die formellen Raumkontrollen	95
8.3.	Der Fall Kaufpark: Territorialität mittels Verfügungsgewalt	99
8.4.	Diskriminierungserfahrungen der Jugendlichen	104
8.4.1.	Alter bzw. Zugehörigkeit zur Gruppe der „Jugendlichen“	104
8.4.2.	Zugeschriebene Herkunft	105
8.4.3.	Geschlecht und sexuelle Orientierung	106
8.5.	Der umkämpfte öffentliche Raum	108
9.	<i>Schlussfolgerungen und Ausblick.....</i>	113
10.	<i>Abbildungsverzeichnis</i>	122
11.	<i>Literaturverzeichnis</i>	123
Anhang.....	<i>.....</i>	<i>I</i>

1. Einleitung

1.1. Ausgangspunkt und Fragestellung

Das Erkenntnisinteresse für diese Masterarbeit entstand aus meiner Tätigkeit als Streetworkerin mit der Zielgruppe Jugendliche und junge Erwachsene. Streetwork wird in sozialarbeitswissenschaftlichen Debatten als Methode der sozialen Arbeit betrachtet und schafft einen niederschweligen Zugang zu den Lebenswelten von Menschen (vgl. Galuske 2013 [1998]: 292 ff.). Mein berufliches Selbstverständnis ist wesentlich von dem vom Erziehungswissenschaftler Hans Thiersch begründeten zentralen sozialarbeiterischen Konzept der Lebensweltorientierung geprägt. Dieses ist dadurch charakterisiert, dass Menschen in ihren raum-zeitlichen alltäglichen Bezügen – also in ihren Lebenswelten – gesehen werden und gesellschaftliche Strukturen sich in der erfahrenen Wirklichkeit dieser Menschen manifestieren (vgl. Grunwald / Thiersch 2016 [2011]: 28 ff.). Durch die Streetwork-Tätigkeit bekomme ich Einblicke in die Alltagserfahrungen der Zielgruppe der Jugendlichen und zu Themen, die sie in ihrer Lebenswelt beschäftigen. Als im öffentlichen Raum tätige Sozialarbeiterin sehe ich mich mit unterschiedlichen durch lebensweltliche Bezüge geprägten Raumwahrnehmungen und -aneignungen konfrontiert und bekomme auch Aneignungsbarrieren oder Verdrängungen der betreuten jungen Menschen aus erster Hand mit. So erhalte ich einen unmittelbaren Zugang zur Bedeutung, die öffentliche Räume in jugendlichen Alltagswelten haben.

Öffentliche (Stadt-)Räume stellen insbesondere für Jugendliche zentrale Orte der Kommunikation und der Interaktion dar, wo ihre Sozialisation und Identitätsentwicklung stattfinden. Darüber sind sich Expert*innen aus verschiedenen Disziplinen wie der Soziologie (vgl. Löw 2001: 131 f.), der Sozialpädagogik (vgl. Deinet 2009: 17 ff.) und der Stadtplanung (vgl. Herlyn et al 2003: 28 ff.) einig. So bieten öffentliche Räume jungen Menschen eine ganze Bandbreite an Funktionen und Möglichkeiten, die sie in privaten Räumen nicht haben (siehe unter anderem Wehmeyer 2013: 225 ff.). Ohne Regulierungen durch ihre Betreuungspersonen können junge Menschen so unterschiedliche Rollen ausprobieren, Verantwortung übernehmen, Handlungskompetenzen erlernen und erweitern, sowie durch

Reaktionen auf ihr Verhalten – beispielsweise von anderen Jugendlichen – das Setzen und Einhalten persönlicher Grenzen lernen (vgl. ebd.).

Jugendliche nehmen Räume aktiv wahr, eignen sich diese an und identifizieren sich mit ihnen. Mit diesen Raumprozessen sind kreative und produktive Gestaltungen, Veränderungen und Umnutzungen sowie ein hohes Maß an Selbstbestimmung verbunden (siehe unter anderem Löw 2001: 131 ff.). Räume werden dadurch mit Bedeutungen aufgeladen und über die transportierten Erinnerungen, Werte oder Normen erst sozial strukturiert (siehe unter anderem Kemper / Reutlinger 2015: 30 ff.).

Dabei kommen die Betroffenen selbst kaum zu Wort: Ihre Sichtweisen auf die Funktion und Qualität ihrer Freizeitaktivitäten im öffentlichen Raum bleiben in den Debatten weitgehend ausgeklammert (vgl. ebd.). Für den Sozialpädagogen und Erziehungswissenschaftler Ulrich Deinet bilden Raumaneignungen junger Menschen oft einen „*blinden Fleck*“ (Deinet 2009: 17) in der Politik und Stadtplanung. Ein multidisziplinäres Forschungsteam rund um Julia Edthofer, Assimina Gouma, Petra Neuhold, Bettina Prokop und Paul Scheibelhofer, welches sich mit jugendlicher Mitbestimmung in Wien beschäftigt hat, kam zu dem Ergebnis, dass junge Menschen öffentliche Räume zwar stark nutzen, aber weder in die Planung und Gestaltung derselben noch in Debatten über teils machtvollen Raumprozesse wie etwa Konflikte, Raumkontrollen oder Verdrängungen, die sich in diesen abspielen, einbezogen werden (vgl. Edthofer et al. 2014: 34 f.).

Nicht nur in Stadtplanungsprozessen und öffentlichen Diskussionen, sondern auch in wissenschaftlichen Debatten bekommt die Perspektive Jugendlicher auf Raumprozesse nur wenig Platz: Wehmeyer beschreibt es als Defizit, dass es im deutschsprachigen Raum sehr wenige Studien gibt, welche junge Menschen zu ihrer Perspektive auf ihr Raumnutzungs- und Raumaneignungsverhalten befragen (vgl. Wehmeyer 2013: 22 ff.). Wenige Ausnahmen stellen beispielsweise die 2003 von der Wüstenrotstiftung herausgegebene Studie zu Aneignungsarten und Raumnutzungsverhalten Jugendlicher in Hannover (vgl. Herlyn et al. 2003) sowie die von Gabriela Muri und Sabine Friedrich verfasste Studie „Stadt(t)räume – Alltagsräume? Jugendkulturen zwischen geplanter und gelebter Urbanität“ über Raumaneignungen und räumliche Identifikationsmöglichkeiten in den Außenräumen eines Züricher Neubaugebietes (vgl. Muri / Friedrich 2009) dar. Außerdem zu nennen

sind Wehmeyers Dissertation über jugendliche Aneignungsprozesse, welche den Fokus auf kleinstädtische Räume legt (vgl. Wehmeyer 2013) und die von Deinet herausgegebenen Studie „Jugendliche und die Räume der Shopping Malls“, welche Fallstudien aus Österreich, Deutschland und der Schweiz zusammenfassend darstellt (vgl. Deinet 2018). In Wien gibt die Fachabteilung für Stadtentwicklung und Stadtplanung – MA 18 – zwar regelmäßig Studien zu verschiedenen Aspekten des öffentlichen Raums wie auch zu Aneignungsprozessen in Auftrag, allerdings ist der subjektive Blick von Kindern und Jugendlichen auf ihr individuelles Erleben von Räumen und die Erfahrungen, die sie in ihren Raumaneignungen machen in diesen Publikationen ebenso unzulänglich repräsentiert. Eine im Gegensatz dazu erwähnenswerte, in Wien durchgeführte Studie bildet jene von Julia Edthofer et al., in welcher in einem dialogisch angelegten Forschungsprozess urbane Lebenswelten aus der Perspektive Jugendlicher in Wien erforscht und dargestellt werden (vgl. Edthofer et al. 2015: 13 ff.). Im Fall des für meine Masterarbeit herangezogenen Untersuchungsgebiets Wien Liesing, also dem 23. Wiener Gemeindebezirk, wurden bisher noch keine derartigen Arbeiten veröffentlicht. Meine Forschung soll einen Beitrag dazu leisten, diese Lücke zu schließen. Die Forschungsfrage lautet:

Inwiefern haben Jugendliche in Wien Liesing eine eigene Wahrnehmung des öffentlichen Raums und wie erleben sie ihre Raumidentifikationen und -aneignungen?

1.2. Theoretische Bezüge

Raum ist ein in unterschiedlichen historischen und disziplinären Kontexten vielseitig verwendetes Konzept. In den Sozialwissenschaften bilden theoretische Überlegungen des Philosophen Henri Lefebvre, der Soziolog*innen Pierre Bourdieu und Martina Löw sowie der Geographin und Sozialwissenschaftlerin Doreen Massey zum Raumbegriff und deren Verständnis von Raum als gesellschaftlich produziert, prozessual, umkämpft und veränderbar eine wesentliche Grundlage. Diese raumtheoretischen Überlegungen erläutere ich zu Beginn der Arbeit in Kapitel 2 näher. Ein zentraler theoretischer Bezugspunkt der angeführten Autor*innen ist hier die raumrelationale Auffassung, welche besagt, dass das Gesellschaftliche und das Räumliche in wechselseitiger Beziehung zueinander stehen (vgl. Bourdieu 1997

[1993]: 117 ff.). Bourdieu beschreibt, dass sich gesellschaftliche Strukturen und soziale Handlungen in den Raum einschreiben, weshalb der Begriff immer in seinem gesellschaftlichen Kontext analysiert werden muss (vgl. ebd.). Diese Perspektive impliziert, dass Räume von Macht durchzogen sind und dass sich auch in Raumaneignungen oder bei Aneignungsbarrieren – in Form von Raumkontrollen – gesellschaftliche Machtverhältnisse wiederfinden. Fehlende Mitbestimmung Jugendlicher bei der Gestaltung und Aneignung von Räumen wirkt sich auf ihre Möglichkeiten, für die eigenen Bedürfnisse einzutreten, aus. Diese raumrelationale Perspektive findet ebenso in Kapitel 2 Platz. Denn es stellt ein zentrales Anliegen meiner Masterarbeit dar, gesellschaftliche Machtprozesse, die sich im Forschungsfeld räumlich manifestieren, wahrzunehmen und in ihrem gesellschaftlichen Kontext zu analysieren.

Die zentralen Begriffe Raumaneignung, -wahrnehmung und -identifikation, welche das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit bilden, erläutere ich in Kapitel 3. Diese Raumprozesse aus der Perspektive der Jugendlichen analysiere ich in ihren möglichen Interferenzen und Kausalitäten anhand von erfragten Erinnerungen, Erfahrungen und Vorstellungen junger Menschen und stelle die Ergebnisse aus der Forschung in Kapitel 6, 7 und 8 dar. Im Abschnitt 5.3 erörtere ich verschiedene aktuelle Tendenzen in urbanen öffentlichen Räumen, welche für die Interpretation der Ergebnisse relevant sind. Zu nennen sind hier etwa verschiedene Forschungen zur Partizipation Jugendlicher wie jene von Rieker et al. (2016a), Studien unterschiedlicher Expert*innen zu städtischer Sicherheitspolitik und deren räumlichen Auswirkungen im städtischen Bereich (vgl. Diebäcker 2014; Eick et al. 2007; Kern 2015). Außerdem beschreibe ich in diesem Abschnitt relevante Aspekte aus aktuellen Debatten rund um Migration und kulturalisiertem Rassismus, wie jenen von Simone Buckel (2018), von Frank Gesemann und Roland Roth (2009) sowie von Johannes Gold (2013).

1.3. Methodische Überlegungen und Forschungszugang

Für meine Forschung stellte sich eine Kombination der Methoden der teilnehmenden Beobachtung und der qualitativen Interviews als passend heraus. Diese stelle ich in Kapitel 4 ausführlicher dar. Die Beobachtung ermöglicht die Teilnahme am Alltag der

Menschen sowie einen Zugang zu ihrer Lebenspraxis und ihrem Handeln, wodurch ein Einblick in ihre sozialen Wirklichkeiten gewonnen werden kann (siehe Lueger 2001: 7 ff.). Teilnehmende Beobachtung erfolgt immer durch das Auge der*des Beobachtenden – das ist die etische Sicht, der Blick von außen (vgl. ebd.). Daher wende ich in meiner Forschung ergänzend qualitative Interviews an – was die emische Sicht, den Blick von innen darstellt. Durch diese können Jugendliche als Expert*innen für ihre Lebenswelt ihre Perspektiven einbringen, sodass ihre in den Interviews dargelegten subjektiven und alltagsweltlichen Erinnerungen, individuellen oder kollektiven Erfahrungen, Situationsdeutungen und Handlungsmotive in der Auswertung Platz finden und repräsentiert werden können (siehe dazu unter anderem Dannecker / Vossemer 2014: 157 ff.).

Als Streetworkerin bin ich von vornherein ins Feld involviert, was positive Aspekte wie einen sehr guten Zugang zum Feld durch die kontinuierliche Präsenz in der alltäglichen Lebenswelt der Jugendlichen mit sich bringt. Jedoch stellt diese Position auch eine Herausforderung dar und verlangt nach einem Balanceakt zwischen Nähe zum Feld, welche eine Identifikation mit diesem begünstigt und der notwendigen wissenschaftlichen Distanz. Meine Reflexion dieser Position, sowie der Prozess zur Findung einer adäquaten Rolle im Forschungsfeld, welche diesen Spagat schafft, stelle ich in Abschnitt 5.4 dar.

Meine Masterarbeit verfolgt das Ziel, die Sichtweise der Jugendlichen, welche oftmals über wenig Repräsentations- und Definitionsmacht verfügen, aus ihrer Perspektive und ihren Bedürfnissen heraus sichtbar zu machen. Verschiedene Theoretiker*innen, die aus postkolonialer Perspektive schreiben, wie Anne Broden, María do Mar Castro Varela, Nikita Dhawan, Grada Kilomba, oder auch die Erziehungswissenschaftlerin Wiebke Scharathow sehen dies zwar als dringend notwendig an, allerdings stellt dieses „*Sprechen über*“ (Scharathow 2010: 96) andererseits auch eine „*machtvolle diskursive Praxis der Bedeutungszuschreibung*“ (ebd.) dar (siehe unter anderem Broden/ Mecheril 2007: 18 ff; Castro Varela / Dhawan 2007: 33 ff.). Die Autorin und interdisziplinäre Künstlerin Grada Kilomba betont wie andere in den Sozialwissenschaften auch, dass Wissen immer mit der Person verbunden ist, die es produziert und daher eine sehr subjektive und persönliche Note hat (vgl. Kilomba 2010: 27 f.). Die Darstellung der Forschungsergebnisse kann daher nicht auf eine neutrale Repräsentation der

Perspektive der Jugendlichen, welche vermeintlich nur wiedergegeben wird, reduziert werden, sondern wird durch meine wissenschaftliche und auch subjektive Praxis „hervorgebracht“ (Scharathow 2010: 96) und geprägt.

Forschungen, welche im Kontext von gesellschaftlichen Macht- und Differenzierungsverhältnissen stattfinden implizieren die Notwendigkeit, eine kritische und dekonstruktivistische Perspektive auf Differenzkategorien einzunehmen (siehe unter anderem ebd.). Um dies leisten zu können, ziehe ich den intersektionalen Forschungszugang, welchen ich in Abschnitt 5.5 näher beschreibe, heran. Dieser analysiert soziale Ungleichheiten und Diskriminierungen nicht aufgrund einzelner oder vorher festgelegter Kategorien wie etwa „Klasse“ oder „Geschlecht“, sondern betrachtet Ungleichheitskategorien in ihren „*Überkreuzungen*“ (Walgenbach 2011: 113) und „*Verwobenheiten*“ (ebd.) und birgt so das Potential einer Sensibilisierung für multiple Differenzverhältnisse (siehe unter anderem Bronner 2010: 255).

2. Raumtheoretische Grundlagen

Wie bereits erwähnt, wird das Konzept des Raums in verschiedenen historischen und disziplinären Kontexten unterschiedlich betrachtet und diskutiert. Um den Terminus überhaupt präzisieren zu können, beschreibe ich im folgenden Kapitel raumtheoretische Grundlagen, zu denen ich wiederum im empirischen Teil Bezüge herstelle. Dadurch soll eine Basis für eine Annäherung an den Raumbegriff im Allgemeinen sowie in weiterer Folge auch an die für meine Masterarbeit zentralen Termini „Raumwahrnehmung“, „Raumidentifikation“ sowie „Raumaneignung“ geschaffen werden.

Meine Masterarbeit verortet Raum in einer kritisch-materialistischen Perspektive. Die Geographen Bernd Belina und Boris Michel, deren Schwerpunkt auf Stadt- und Raumforschung liegt, verstehen darunter einen Zugang, der den Hauptfokus auf die *„Produktion und Aneignung materieller und symbolischer Räume“*, auf *„hegemoniale Begrifflichkeiten und Vorstellungen von Raum“*, sowie auf *„das Verhältnis von Raum und Gesellschaft“* richtet (Belina / Michel 2019 [2007]: 8). Dieser Zugang versteht Raum als sozial produziert und beschreibt die Rolle von Räumen in sozialen Prozessen (vgl. ebd.). Möglicherweise können aus deren Analysen Regel- sowie Gesetzmäßigkeiten gesellschaftlich relevanter Strukturen im Raum, welche auf die jeweiligen bestimmten zeitlichen und gesellschaftlichen Kontexte beschränkt und anwendbar sind, abgeleitet werden. Die sogenannte kritisch-materialistische Gesellschaftstheorie nach Belina und Michel (siehe ebd.) vertritt die Auffassung, dass soziale Kämpfe Gesellschaft strukturieren (vgl. ebd.: 8 f.). Raumanalysen müssen daher nach dieser Theorie eben diese Auseinandersetzungen untersuchen (vgl. Belina / Michel 2019 [2007]: 8.). Das Erkenntnisinteresse meiner Masterarbeit bildet die subjektive Perspektive von Jugendlichen auf öffentliche Räume und die Aneignungsmöglichkeiten dieser. Durch den Fokus auf soziale Phänomene wie Wahrnehmungs-, Identifikations- und Aneignungsprozesse, wird Raum hier als sozial produziert und in seinem spezifischen gesellschaftlichen Kontext betrachtet. Ein kritisch-materialistisches Raumverständnis kann das meiner Meinung nach leisten.

Sowohl in anglophonen als auch in frankophonen Debatten gibt es eine längere Tradition als im deutschsprachigen Raum, sich sowohl in der Politik als auch in der Wissenschaft mit Städten und städtischen Prozessen zu befassen. Vertreter*innen der kritischen bzw. der materialistischen Theorie, die in diesem Zusammenhang Raum basierend auf der Analyse konkreter sozialer Prozesse diskutieren, sind unter anderem die Soziologen Pierre Bourdieu (vgl. 1992 [1979]; 1985 [1984]; 1997 [1993]), Manuel Castells (vgl. 1977 [1972]; 1983), der Philosoph Henri Lefebvre (vgl. 1972 [1970]; 2009 [1974]) sowie die Geograph*innen David Harvey (vgl. 1973; 1989) und Doreen Massey (vgl. 1994; 2005; 2007).

Im deutschsprachigen Raum entwickelte insbesondere die Darmstädter Stadt- und Regionalsoziologie seit den 1990er Jahren theoretische Instrumentarien der Raumanalyse und brachte sich in wissenschaftliche Debatten ein. Die bekannteste Vertreterin dieser soziologischen Schule Martina Löw liefert mit ihrem Werk „Raumsoziologie“ wichtige theoretische Anknüpfungspunkte für meine Masterarbeit (vgl. Löw 2001).

2.1. Die soziale Produktion des Raums – Henri Lefebvre

Der Raum wurde in verschiedenen Disziplinen lang als eindimensionale Kategorie aufgefasst. Im Architekturdiskurs der Moderne wurde der Raum etwa als eine physisch unveränderliche Gegebenheit gesehen. Der Philosoph Lefebvre prägte in den 1960er Jahren einen neuen Raumbegriff. Die Stadt sowie Fragen des Urbanen waren in dieser Zeit zentrale Themen seiner Werke wie in „Die Revolution der Städte“ (1972 [1970]), woraus auch seine theoretische Auseinandersetzung mit der Thematik des Raums entstand.

Lefebvre war einer der ersten Theoretiker*innen, die Raum als gesellschaftlich produziert gedacht haben. In „The Production of Space“ (2009 [1974]) widmet er sich diesen theoretischen Überlegungen ausführlich. Für ihn ist Raum aus einer historisch-materialistischen Perspektive kein Objekt, sondern „*gesellschaftliche Wirklichkeit*“ (Lefebvre 2009 [1974]: 26). Er geht davon aus, dass Raum in den jeweiligen historischen und gesellschaftlichen Produktionsverhältnissen hergestellt wird, wodurch bei der Untersuchung von Raumproduktionen die Produktionsverhältnisse mit analysiert werden müssen. Jede Gesellschaft aber auch

konkrete Subjekte – Individuen oder Kollektive – schaffen demnach ihren eigenen Raum (vgl. ebd. 32 ff.). „(Social) space is a (social) product“ (ebd. 26), spitzt Lefebvre diese Überlegungen zu. Den geschaffenen Raum betrachtet er als Produkt des in der Gesellschaft vorhandenen Kapitals, der Arbeitsverhältnisse, Technologien, Vorstellungen, Denkweisen, des Wissens und der gesellschaftlichen Praktiken (vgl. ebd. 32 ff.).

Für die Historikerin Susanne Rau mit dem Schwerpunkt Raumforschung impliziert Lefebvres Verständnis von Raumproduktion, dass jede Stadt ihren eigenen angeeigneten Raum nicht nur produziert, sondern auch gestaltet (vgl. Rau 2017: 48). Raum sei demnach ein Netz komplexer sozialer Beziehungen, das sich permanent reproduziert – für Lefebvre ist er demnach immer das Produkt gesellschaftlicher Praxis und ist umkämpft und veränderbar (vgl. Lefebvre 2009 [1974]: 33 ff.). Daraus folgt nach dieser Theorie, dass Gesellschaft über den Raum produziert wird und dass, andererseits Mechanismen und Dynamiken einer bestimmten Gesellschaftsordnung über den Raum erkannt werden können (vgl. ebd.). Lefebvre interpretiert in seinen Städteanalysen beispielsweise oftmals bauliche Elemente wie Kirchen oder Grätzl¹ als „*Materialisierung spezifischer Gesellschaftssysteme*“ (ebd.). Da Staaten und andere Institutionen sich laut dem Philosophen zur Machtausübung auch des Raums bedienen, eignet sich Raumanalyse ebenso als Machtanalyse (vgl. ebd.).

Lefebvre denkt den bisher zumeist als jeweils getrennt betrachteten physischen, mentalen und sozialen Raum zusammen: Die Konstitution von Raum stellt für ihn einen Produktionsprozess dar, der sich in drei miteinander verschränkten Dimensionen vollzieht (vgl. ebd.). Die erste Dimension bildet den wahrgenommenen oder genutzten Raum, jenen Raum der Alltagserfahrungen, welcher Gebautes sowie die Aktivitäten von Personen beinhaltet und die materielle Basis oder die „*räumliche Praxis*“ (vgl. Lefebvre 2009 [1974]: 33 ff.) bildet. Diese Raumdimension (re-)produzieren Menschen durch ihre Aktivitäten in ihrem Alltag (vgl. ebd.). Die zweite Dimension bildet der geplante, gedachte, vorgestellte und konzipierte Raum, der instrumentelle Raum der Wissenschaft und der Stadtplanung (vgl. ebd.). Er beinhaltet bewusst konstruierte Darstellungen von Räumen durch Abbildungen, wie

¹ Ein Grätzl ist ein alltagssprachlicher wienerische Ausdruck für eine „*gefühlte sozialräumliche, alltagsweltliche Kategorie*“ (Schnur 2008: 34), die in der Regel keine Verwaltungseinheit darstellt. In Berlin wird dies als „Kiez“, in Köln als „Veedel“ bezeichnet (vgl. ebd.).

beispielsweise Nutzungspläne oder städtische Leitbilder, die Stadtentwicklungsziele festlegen sowie auch Raumkonzepte und Raummodelle, die wiederum auf die erste Dimension – auf die Wahrnehmung von Räumen einwirken (vgl. Lefebvre 2009 [1974]: 33 ff.). Es handelt sich also um die Wissensproduktion, um eine „*Repräsentation des Raums*“ (ebd.). Ein klassisches Beispiel für die Repräsentation in diesem Sinne stellt ein Stadtplan dar (vgl. ebd.). Die dritte Dimension ist der erlebte und gelebte Raum, der subjektiv imaginierte oder gefühlte Aspekt des Raums wie beispielsweise in Bildern und Symbolen, individuellen Erinnerungen, die an bestimmte Orte geknüpft sind, sowie Kunstwerke (vgl. ebd.: 38 f.). Lefebvre sieht diese Raumdimension einerseits in öffentlichen Räumen wie Plätzen, Parks etc. oder privaten Räumen wie der Wohnung verwirklicht (vgl. ebd.). Andererseits beschreibt er auf diesem Niveau Gewohnheiten, Rhythmen und Leidenschaften, die an Räume gebunden sind und in welchen auch alternative sowie widerständige Raumnutzungen Platz finden (vgl. ebd.). Dies bezeichnet er als „*Räume der Repräsentation*“ (ebd.). Diesen sind mit Bedeutungen gefüllt und produzieren einen erlebten oder gelebten Raum (vgl. ebd.).

Für Lefebvres Raumverständnis sind das Zusammenspiel und die spezifischen wechselseitigen Beziehungen zwischen den erwähnten drei Dimensionen zentral (vgl. ebd.: 40 ff.). Räume sollen somit gleichzeitig als erfahren, vorgestellt und erlebt erfasst werden. Die drei Ebenen wirken immer gleichzeitig, wobei sie sich widersprechen oder verstärken können (vgl. ebd.).

2.2. Der soziale Raum – Pierre Bourdieu

Der Soziologe und Sozialphilosoph Pierre Bourdieu hat unterschiedliche Begriffe wie „das ökonomische, das kulturelle und das soziale Kapital“ (Bourdieu 1982 [1979]: 193 ff.), „den Habitus“ (Bourdieu 1985 [1984]: 11 ff.), „das Feld“ (Bourdieu 1982 [1979]: 193 ff.), sowie die „Theorie der Praxis“ (Bourdieu 1976 [1972]: 140 ff.) geprägt. Hier ist jedoch insbesondere seine Auffassung des „Sozialen Raums“ von Relevanz. Der Begriff des sozialen Raums kommt bei Lefebvre bereits vor. Allerdings, so konstatiert der Geograph, Soziologe und Stadtforscher Christian Schmid, geht dieser nicht genauer auf den Begriff ein (vgl. Schmid 2010: 208 f.).

Bourdieu widmet sich in seinen Forschungen unter anderem den Zusammenhängen zwischen sozialer Ungleichheit und räumlicher Differenz. Er zeigt in seinem Text „Ortseffekte“, dass sich soziale Verhältnisse sowie Machtverhältnisse oft unbemerkt in den Raum sowie auch in die Köpfe der Individuen einschreiben (vgl. Bourdieu 1997 [1993]: 117 ff.). Bourdieu setzt in seinen Forschungen grundlegende Strukturen der Gesellschaft in Beziehung zu den individuellen Handlungen einzelner Akteur*innen (vgl. Strüver 2018: 47 f.). Seine Forschungen wurzeln zumeist im Alltagsleben und in subjektiven Erfahrungen (vgl. ebd.).

Er betrachtet nicht primär die Erinnerungen und die Materialität eines Ortes, sondern fokussiert in seinen raumtheoretischen Konzeptionen die soziale Welt als „sozialen Raum“ mit seinen Kräfte- und Machtverhältnissen (vgl. Bourdieu 1985 [1984]: 9 ff.). Der soziale Raum, den Bourdieu beschreibt, wurde vom Soziologen Pitrim Alexandrowitsch Sorokin skizziert (vgl. Sorokin 1959: 7). Der soziale Raum wirkt in diesem Verständnis losgelöst von der bloßen geographischen Nähe und lässt sich aufgrund unterschiedlicher Merkmale wie dem Beruf, dem Einkommen, dem Alter oder dem Geschlecht bestimmen (vgl. ebd.: 7 f.). Im Unterschied dazu hebt Bourdieu die Verflechtung von physischem und sozialem Raum hervor. Aus einer konstruktivistischen Perspektive heraus betont er, dass nicht nur der soziale Raum von Menschen produziert, sondern auch der physische Raum sozial angeeignet wird (vgl. Bourdieu 1985 [1984]: 27 ff.). Er beschreibt den sozialen Raum als aus einzelnen „Feldern“, also Teilräumen bestehend, die synonym für gesellschaftliche Bereiche wie Politik, Wirtschaft, Bildung oder Kunst stehen (vgl. ebd.). Diese haben alle eigene Regeln und sind von Interaktionen und Machtkämpfen durchzogen. Dem sozialen Raum liegen bestimmte Unterscheidungs- und Verteilungsprinzipien zugrunde (vgl. ebd.). In gewisser Weise ist dieser also nach ihm ein abstrakter Begriff, der gesellschaftliche Teilbereiche metaphorisch als „Raum“ konzeptualisiert.

Bourdieu arbeitet bereits 1979 in „Die feinen Unterschiede“ heraus, dass die soziale Position als Voraussetzung dafür, wie Personen agieren können, stärker reflektiert werden muss (vgl. Bourdieu 1982 [1979]: 190 ff.). Er unterscheidet darauf aufbauend zwischen „ökonomischem“, „kulturellem“ (z.B. Bildung), und „sozialem“ (z.B. Beziehungen) Kapital (vgl. ebd.: 193 ff.). Diese Kapitalformen können die Stellung im sozialen Raum entscheidend beeinflussen. Die soziale Position innerhalb dessen

und innerhalb der unterschiedlichen Felder ergeben sich laut Bourdieu aus den Anhäufungen der einzelnen Kapitalsorten (vgl. ebd.).

Der Begriff des sozialen Raums ist bei Bourdieu nicht von jenem des sozialen Feldes und des Habitus loszulösen. Akteur*innen handeln laut ihm, indem sie inkorporierten Handlungsschemata – dem Habitus – folgen. Beim „Habitus“ handelt es sich um ein primär durch Sozialisation geprägtes kollektives Unterscheidungssystem, das gewisse sozial geprägte Verhaltensweisen beinhaltet (vgl. Bourdieu 1985 [1984]: 11 ff.). Bourdieu schließt daraus, dass sich soziale Verhältnisse und Machtverhältnisse in den Raum einschreiben: In einer Gesellschaft gibt es für ihn keinen Raum, der frei von Hierarchien ist (vgl. Bourdieu 1997 [1993]: 118 f.). In Bourdieus Werken steht das Soziale und das Handeln der Akteur*innen im Vordergrund. Mit dem Begriff des „Ortseffekts“ beschreibt er, dass sich die Position von Akteur*innen im sozialen Raum auch an jenem Ort, an dem sie sich physisch befinden, widerspiegeln und auch, wie sich der physische in den sozialen Raum einschreiben kann. Ein Beispiel dafür wäre, dass soziale Gruppen sich in bestimmten Räumen aufhalten und sich von jenen Räumen oft nicht leicht ohne Folgen entfernen können (vgl. ebd.: 117 ff.).

Bourdieu kritisiert das Alltagswissen und Forschungen, wenn sie aus einer Vielzahl sozialer Merkmale generelle Unterschiede ableiten als verkürzt und essentialisierend (vgl. ebd.: 117 ff.). Ein Beispiel dafür stellt eine Kategorisierung von „Kulturen“ oder „Räumen“ dar, wie die Behauptung, es gäbe sogenannte „Problemviertel“, aus denen vermeintlich soziale Spannungen entstünden. In negativen Stadtteilimages drückt sich für ihn der Stand der sozialen Machtverhältnisse aus (vgl. ebd.: 119 ff.).

2.3. Spacing und Syntheseleistung – Martina Löw

Die Soziologin Martina Löw publizierte 2001 im Rahmen ihrer Tätigkeit an der Darmstädter Fakultät für Stadt- und Raumsoziologie ihr Werk „Raumsoziologie“ (vgl. ebd.). Sie setzt sich in diesem mit den theoretischen Werken von Soziolog*innen wie Georg Simmel, Anthony Giddens, Norbert Elias und Pierre Bourdieu auseinander und entwickelt eine Soziologie des Raums, welche ein Konzept eines relationalen und prozessualen Raummodells beinhaltet und die Entstehung des Raums als soziales Phänomen versteht (vgl. Löw 2001: 35 ff.).

Um der Prozesshaftigkeit von Räumen, ihrer Dynamik sowie auch ihrer Strukturierungskraft gerecht zu werden, schlägt sie vor, Räume als „*relationale (An-)Ordnungen von Lebewesen und sozialen Gütern an Orten*“ (Löw 2001: 228) zu verstehen. Räume werden demnach durch gesellschaftliche Praktiken aktiv hergestellt, sie werden subjektiv wahrgenommen und interpretiert und individuell gelebt (vgl. ebd.). Räume können demnach nur entstehen, wenn sie „*aktiv durch Menschen verknüpft werden*“ (ebd.: 158).

Martina Löw unterscheidet zwischen zwei Prozessen der Raumkonstitution, die auch für meine Arbeit wesentliche theoretische Bezugspunkte darstellen. Der Vorgang des „Spacings“ meint das „*Errichten, Bauen oder Positionieren*“ (ebd.: 158), unter anderem von Gebäuden. Es geht hierbei um virtuelle Vernetzungen zu Räumen oder das Aufstellen von Ortseingangsschildern. Raum wird also durch das Platzieren und Bewegen von Menschen aber auch von sozialen Gütern produziert. Der zweite von ihr beschriebene Prozess, die „*Syntheseleistung*“ (ebd.: 159), stellt eine jeweils besondere Verbindung von Menschen zu Räumen mittels Wahrnehmungen, Vorstellungen und Erinnerungen dar (vgl. ebd.). „Spacing“ und „Syntheseleistung“ bedingen sich nach ihr in der Entstehung von Räumen gegenseitig, da diese immer prozesshaft entstehen (vgl. ebd.: 159 f.). So wäre das Errichten, Bauen oder Platzieren nicht ohne die parallele Syntheseleistung von sozialen Gütern und Menschen zu Räumen möglich (vgl. ebd.). Diese Prozesse schreiben sich also auch in Räume ein und Räume beeinflussen wiederum soziale Prozesse in ihnen. Löw knüpft damit an Lefebvres raumrelationale Perspektive an, wenn sie schreibt:

Über Räume, also über relationale (An-)Ordnungen von sozialen Gütern und Lebewesen [...] werden Verteilungsprinzipien, Einschlüsse und Ausgrenzungen organisiert. Die Konstitution von Raum bringt Verteilungen zwischen Gesellschaften und innerhalb einer Gesellschaft hervor (Löw 2001: 228).

Mit dem Begriff der „(An-)Ordnung“ hebt Löw einerseits eine Räumen innewohnende Ordnung, die von gesellschaftlichen Strukturen geprägt ist, sowie andererseits eine dem Prozess des Anordnens immanente Handlungsdimension hervor (vgl. Löw 2001: 131). Wie schon bei Lefebvre sind Räume hier ebenso wie Gesellschaften unter anderem durch Klassen, Geschlecht, Gender, Ethnien, Alter etc. strukturiert (vgl. ebd.: 158). Räume werden daher unterschiedlich erfahren und bieten unterschiedliche Zugangsmöglichkeiten und Ausschlusserfahrungen.

Raumkonstitutionen werden so ebenso über Macht- und Herrschaftsverhältnisse ausgehandelt (vgl. ebd.).

2.4. Ko-Konstitution von Raum und Geschlecht – Doreen Massey

Die Geographin und Sozialwissenschaftlerin Doreen Massey endet ihr Werk „For Space“ mit den Worten:

If time presents us with the opportunities of change and (as some would see it) the terror of death, then space presents us with the social in the widest sense: the challenge of our constitute interrelatedness (Massey 2005: 195).

Mit dieser Aussage hebt Massey die soziale und gesellschaftliche Dimension des Raums hervor. Für sie sind das Räumliche und das Soziale untrennbar miteinander verbunden und räumliche Prozesse wirken kausal auf das Soziale ein (vgl. Massey 2007: 117). Sie sieht Raum ebenso wie Lefebvre, Bourdieu und Löw als relational und rückt gesellschaftliche Machtverhältnisse in den Mittelpunkt ihrer Analysen (vgl. ebd.: 114 ff.). Die Geographin nimmt in ihren Arbeiten ebenso wie die vorangegangenen Theoretiker*innen den konstruktivistischen Grundgedanken ein, dass Raum ein gesellschaftliches Produkt ist und es immer gesellschaftliche Prozesse sind, die den Raum formen (vgl. ebd.). Für sie ist umgekehrt außerdem das Soziale immer räumlich, denn das Soziale ist räumlich hergestellt und die räumlichen Zusammenhänge von Gesellschaft sind relevant für deren Funktionieren (vgl. Massey 2007: 116). Auch für Massey ist das Wechselverhältnis zwischen Raum- und Gesellschaftsstrukturen zentral. Wie schon Lefebvre, Bourdieu und Löw geht die Geographin davon aus, dass Raum gesellschaftlich umkämpft ist – Menschen grenzen sich in urbanen Räumen voneinander ab oder grenzen sich sogar gegenseitig aus (vgl. Massey 1994: 185 ff.). An anderen Orten jedoch wird Vielfalt erlebt und gelebt und Menschen stehen im Austausch miteinander (vgl. ebd.).

Für Massey führen alltägliche Routinen des urbanen Zusammenlebens zu einer Aufteilung des Stadtraums in unterschiedlich codierte Teilräume, welche entlang von sozioökonomischen Kategorien verlaufen (vgl. ebd.: 182 ff.). Sie fokussiert in ihren Forschungen insbesondere auf die räumliche Organisation der Geschlechter-Verhältnisse und damit einhergehende Machtbeziehungen (vgl. ebd.: 175 ff.). Die

Geographin interessiert sich besonders für diese Machtverhältnisse, die sich durch die Industrialisierungs- und Stadtentwicklungsprozesse seit Mitte des 19. Jahrhunderts herausgebildet und räumlich manifestiert haben (vgl. ebd.). Die Industrialisierung führte laut Massey zu einer räumlichen Trennung von Lohn- und Haushaltsarbeit sowie zu einer Trennung von öffentlichen und privaten Räumen, was einerseits mit einer Kopplung des Weiblichen an häusliche Privaträume und andererseits mit einer Assoziation des Männlichen mit öffentlichen Räumen einhergeht (vgl. ebd.: 179 ff.). Im Umkehrschluss wiederum drücken Räume auch die Art und Weise aus, wie Geschlechterverhältnisse konstruiert werden und beeinflussen dadurch das Verständnis von Geschlecht (vgl. ebd.).

Massey wehrt sich gegen eine Essentialisierung von feministischen Konzepten und parallel dazu auch von Raumkonzepten, welche Subjekte sowie Räume als Entitäten verstehen. Sie fordert ein Aufbrechen veralteter Denkstrukturen wie sie die Dualismen von männlich / weiblich oder öffentlich / privat darstellen (vgl. ebd.: 255 ff.). Sie sieht Lösungsansätze in einem relationalen Raumverständnis und auch einem relationalen Verständnis von geschlechtlichen Identitäten. Sie plädiert aus dieser Überlegung heraus sehr früh in ihrem Werk dafür, Raum *„als die simultane Koexistenz sozialer Beziehungen, die nicht anders als dynamisch begriffen werden kann“* (Massey 1993: 120) zu verstehen.

In meiner Masterarbeit verfolge ich einen intersektionalen Ansatz, welcher verschiedene Kategorien in räumlichen Ungleichheits- oder Benachteiligungsverhältnissen – wie sie auch die Kategorie Geschlecht darstellt – gleichberechtigt berücksichtigen soll. Unter der Prämisse, dass die Geschlechts-Komponente in räumlichen Analysen eine tendenziell eher vernachlässigte ist, soll diese in meiner Forschung stets mitgedacht werden und so eine berechtigte Aufmerksamkeit erhalten (vgl. ebd.). Dafür stellen Masseys Schriften einen wesentlichen Bezugspunkt dar.

2.5. Zusammenfassende Überlegungen zum Raumbegriff

Der Raumbegriff wird in meiner Masterarbeit anknüpfend an die soeben dargestellten Zugänge von Lefebvre, Bourdieu, Löw und Massey in kritisch-materialistischer Tradition als gesellschaftlich produziert, prozessual, umkämpft und veränderbar

gedacht. Dabei handelt es sich um einen wesentlichen Zugang, der heute in den Sozialwissenschaften allgemein anerkannt ist. Aus einer raumrelationalen Perspektive, in der das Gesellschaftliche und das Räumliche in wechselseitiger Beziehung zueinanderstehen, nimmt der Raum eine zentrale Bedeutung in der Konstitution sozialer Verhältnisse und Machtstrukturen ein.

Die in diesem Kapitel vorgestellten theoretischen Ansätze erweisen sich für meine Masterarbeit als anschlussfähig, da Fragen zu sozialer Position und räumlicher Differenz, wie beispielsweise räumlich reproduzierte Komponenten von gesellschaftlichen Ausschlussprozessen, Unterdrückungsmechanismen oder andere Machtdynamiken, dadurch eine theoretische Rahmung finden. Wenn sich einer raumrelationalen Perspektive folgend soziale Handlungen und gesellschaftliche Strukturen in Raum einschreiben (vgl. Lefebvre 2009 [1974]), kann Raumanalyse Hinweise auf gesellschaftliche Dynamiken und Prozesse geben. Lefebvres Verständnis von Raum als sozialem und dynamischem Produktionsprozess in seinen drei interferierenden und wiederum gesellschaftlich geprägten Dimensionen ist für meine Masterarbeit grundlegend und bildet in der Untersuchung von Raumaneignungen und -wahrnehmungen eine Analysefolie. Dadurch können Räume hinsichtlich ihrer unterschiedlichen Dimensionen und deren Beziehung zueinander beleuchtet werden (vgl. Lefebvre 2009 [1974]: 37 ff.).

Auch Bourdieus Begriffsprägung des „sozialen Raums“, in welchem er die soziale Wirklichkeit auf ihre Beziehungen, Kraft- und Machtverhältnissen zuspitzt, die sich für ihn oft versteckt in Räume und Subjekte einschreiben, stellt für meine Masterarbeit einen zentralen Bezugspunkt dar (vgl. Bourdieu 1997 [1993]: 117ff.).

Er verortet Wechselwirkungen zwischen Strukturen einer Gesellschaft und individuellen Handlungen und Aneignungen (vgl. ebd.: 118 ff.). Durch diese Einschreibungen werden soziale Ungleichheiten in alltäglichen Praktiken als Machtverhältnisse reproduziert. Laut Bourdieu kann dies anhand von Lebensstilen und baulicher Gestaltung in urbanen Räumen nachvollzogen werden (vgl. Bourdieu 1985 [1984]: 11 ff.). Diese Überlegungen zu sozialer Position und räumlicher Differenz stellen sich für meine Masterarbeit als anschlussfähig heraus, da die Frage nach der (Re-)Produktion von sozialer Ungleichheit im Zusammenhang mit Raumwahrnehmung und Raumaneignung in Form von räumlichen milieubezogenen

Diskriminierungen dank dieses Zugangs besser untersucht werden kann und dadurch eine theoretische Rahmung findet.

Masseys Plädoyer für ein dynamisches und veränderbares Raumverständnis, das Räume als durch Beziehung konstruiert begreift, schließt daran an (vgl. Massey 1994: 178 ff.). Ihre Positionierung gegen eine Essentialisierung von Raumkonzepten, welche sozioökonomische Kategorien und Ursachen in räumlichen Ungleichheitsverhältnissen ausblendet, ermöglicht ihr auch den Fokus auf Machtverhältnisse, welche sich in Raumprozessen manifestieren zu legen und hervorzuheben (vgl. ebd.).

Anlehnend an Löws Raumverständnis bilden zusätzlich hier Wahrnehmungs- und Erinnerungsprozesse – die kognitiven Leistungen der Subjekte – einen wesentlichen Aspekt in der Analyse der Raumproduktionen und -aneignungen, welche ich nun im folgenden Kapitel genauer darlege.

3. Raumwahrnehmung, Raumidentifikation und Raumaneignung

Die Erforschung der Art und Weise, wie Jugendliche den Raum wahrnehmen, sich damit identifizieren und ihn sich aneignen, stellt das zentrale Erkenntnisinteresse meiner Forschungsarbeit dar. Im folgenden Kapitel sollen daher relevante Aspekte und Begriffe in ihrer theoretischen Einbettung und Definitionen in Hinblick auf die Zielgruppe der Jugendlichen näher beleuchtet werden.

3.1. Konzepte der Raumwahrnehmung

Die Wahrnehmung unserer räumlichen Umwelt bildet den Hintergrund und die Voraussetzung unseres räumlichen Handelns. Wahrnehmung setzt nicht nur das Registrieren von Raumobjekten zur Orientierung voraus, sondern auch Assoziationen sowie Bedeutungen, mit denen Räume aufgeladen werden und das Verstehen von Raumprozessen. Die Raumwahrnehmung wird – wie bereits erwähnt – in meiner Masterarbeit als subjektiver Konstruktionsprozess verstanden. Dies bedeutet, dass es Subjekte in Form von Individuen oder Gruppen sind, die ihre individuellen Räume konstruieren – damit wird die Subjektivität von Räumen betont. Diese subjektiven Konstruktionen können aus einer raumrelationalen Perspektive heraus nicht losgelöst von gesellschaftlichen Diskursen und Konventionen betrachtet werden, sondern orientieren sich daran, denn sie sind in soziale Konstruktionen eingebettet.

Der Soziologe Niklas Luhmann, welcher sich ausführlich mit Wahrnehmungsforschung beschäftigt hat, führt entsprechend anerkannten raumtheoretischen Erkenntnissen aus, dass Wahrnehmung immer ein selektiver Prozess ist (vgl. Luhmann 1984: 17 ff.). Außerdem weist er darauf hin, dass dieser durch subjektive Erfahrungen und eigene Vorstellungen geprägt wird, welche wiederum durch Sozialisation und Bildung vorstrukturiert sind (vgl. ebd.). Wahrnehmungsprozesse entstehen als Ergebnis von Selektion und Organisation der

Eindrücke und daraus folgt wiederum die Interpretation des Wahrgenommenen (vgl. ebd.). Letzteres wird durch unsere Erwartungen, unsere bisherigen (Sozialisations-)Erfahrungen, individuelle Interessen, Norm- und Wertvorstellungen sowie motivationale Aspekte beeinflusst.

Die meisten Sozialwissenschaftler*innen, so auch beispielsweise Rau, räumen Wahrnehmungsprozessen eine entscheidende Rolle in der Raumkonstitution ein. Nach Rau sind Räume auf Rezipient*innen angewiesen, die sie nutzen, wahrnehmen, sich erinnern (vgl. Rau 2017: 172 f.). Dabei greifen Menschen auf ihre erlernten Handlungsmuster sowie auf Hinweise und Markierungen aus der räumlichen Umgebung zurück (vgl. ebd.). Subjektive Raumkonstruktionen schließen also Wahrnehmungen, Vorstellungen und Erinnerungen ein.

Der Pionier der kognitiven Entwicklungspsychologie Jean Piaget plädiert gemeinsam mit seiner Kollegin Bärbel Inhelder für eine klare Trennung zwischen Wahrnehmungs- und Vorstellungsraum (vgl. Piaget / Inhelder 1999 [1948]: 523 f.). Der Vorstellungsraum, welcher auch bei Lefebvre eine Dimension der Raumproduktion darstellt (vgl. Lefebvre 2009 [1974]: 37 ff.), bildet nach Erkenntnissen der Entwicklungspsychologie die mentale Konstruktion des Raums und stellt eine Fortsetzung der Wahrnehmungsebene dar (vgl. Piaget / Inhelder 1999 [1948]: 523 f.). Diese entsteht nicht unmittelbar in direktem Kontakt mit dem Raum, sondern erst später (vgl. ebd.).

Für die subjektive Konstruktion von Räumen ist der von Individuen erinnerte Raum ebenso zentral. Die selektive und auf die Gegenwart übertragene Erinnerung beeinflusst gleichermaßen die Raumwahrnehmung und auch zukünftige Handlungen sowie Denkprozesse in Bezug auf ebendiesen Raum (siehe dazu unter anderem Rau 2017: 176). Im Folgenden soll nun aus diesen soeben beschriebenen verschiedenen Aspekten der subjektiven Konstruktion von Räumen der Fokus auf Wahrnehmungsprozesse gelegt werden, da diese in meiner Forschung ein besonderes Interesse darstellen. Löw betont die Bedeutung von Wahrnehmungen für die Raumkonstitution:

Die alltägliche Konstitution von Räumen geht mit Wahrnehmungen einher, die sowohl auf der Außenwirkung der sozialen Güter und anderer Menschen basiert als auch auf der Wahrnehmungsaktivität des[*der] Konstituierenden (Löw 2001: 197).

Wahrnehmungsprozesse werden für Löw einerseits durch soziale Güter als platzierte Objekte, andererseits durch Menschen in der Umgebung beeinflusst und nehmen insbesondere im alltäglichen Handeln einen hohen Stellenwert ein (vgl. ebd.). Löw kritisiert, dass soziologische Theorien jedoch dazu tendieren, Wahrnehmung zugunsten reflexiver Fähigkeiten zu vernachlässigen (vgl. ebd.).

In ihrer Theorie der Raumproduktion betont Löw im Kontext ihrer „Syntheseleistung“ die Rolle der Wahrnehmung für die Raumkonstitution. Nur über Wahrnehmung wird für sie erkennbar, dass Menschen die von ihnen platzierten oder verknüpften sozialen Güter *„nicht nur sehen, sondern auch riechen, hören, fühlen“* (Löw 2001: 195). In der von Gesehenem, Gehörtem, Gerochenem und Gefühltem geprägten Wahrnehmung verdichten sich Eindrücke zu einem Spüren der räumlichen Umgebung (vgl. ebd.). Rau knüpft an Löw an und weist darauf hin, dass die sinnliche Wahrnehmung erst mit einer kognitiven Leistung vollständig ist. Was wir gesehen zu haben meinen, sei in der Regel von dem beeinflusst, was wir bereits wissen oder sehen wollen (vgl. Rau 2017: 173 f.). Dieses Verständnis von Wahrnehmung als Verknüpfung von sinnlicher und kognitiver Tätigkeit ist für meine Darstellung wesentlich. Wenn das Vorwissen in Wahrnehmungsprozesse einfließt, fungiert Wahrnehmung daraus resultierend wie ein Filter zwischen dem Individuum und der äußeren Welt (vgl. ebd.). Diese Filterfunktion wurde von mir bei der Analyse der Interviews berücksichtigt und kritisch betrachtet, indem Wahrnehmungsprozesse als solche anerkannt und einander gegenübergestellt werden.

Laut Muri und Friedrich macht erst die Wahrnehmung von gestalterischen Merkmalen und Funktionen ein Grätzelt „lesbar“ und erleichtert damit die Raumorientierung (vgl. Muri / Friedrich 2009: 156 f.). Raumausschnitte werden wahrgenommen und mithilfe „kognitiver Raumorientierungsmuster“ kontextualisiert. Im Alltag werden daraus – so sind sich Sozialwissenschaftler*innen weitgehend einig – mentale Landkarten bei Wegstrecken oder Aufenthalt in Räumen kognitiv rekonstruiert und mit neuen Erfahrungen erweitert (vgl. ebd.). Die Raumwahrnehmung, -konzeption und -realisierung aus der Lefebvreschen Raumtriade beeinflussen sich wechselseitig und bilden einen dreidimensionalen (Vorstellungs-)Raum, aus welchem wiederum ein komplexer Orientierungsraum entstehe, so fasst die Ethnologin Johanna Rolshoven eine im sozialwissenschaftlichen Feld allgemein anerkannte Meinung zusammen (vgl. Rolshoven 2003: 199 ff.). Demnach beeinflusse die Wahrnehmung des Raums

dessen Konzeption als mental hergestellten Orientierungsraum und beeinflusse wiederum räumliche Alltagspraxen, also die Raumrealisierung (vgl. ebd.). Wahrnehmung wird aus diesen Überlegungen heraus in meiner Masterarbeit als ein aktiver hypothesengeleiteter Prozess der Verarbeitung von Reizen aus der Umwelt verstanden, wobei Rolshoven wie viele andere in den Sozialwissenschaften auch anmerkt, dass Sinneseindrücke vor dem Hintergrund von gemachten Erfahrungen und auch persönlichen Erwartungen verarbeitet werden (vgl. ebd.). Durch diese Rückkoppelung der Wahrnehmung mit dem bisherigen Erfahrungsschatz können Abweichungen und Fehler korrigiert und das Wahrgenommene zu einem ganzheitlichen sinnvollen Gesamteindruck der Umwelt abgerundet werden (siehe unter anderem ebd.).

3.2. Das Konzept der Raumidentifikation

Die Raumidentifikation stellt einen spezifischen Prozess dar, der sowohl aus einer emotionalen – durch Erinnerungen und Erfahrungen geschaffenen – Verbindung zu einem Raum als auch aus einer kognitiven Komponente besteht, wie die Psychologin Maria Lewicka besonders hervorhebt (vgl. Lewicka 2011: 207 ff.).

Um Raumidentifikation begrifflich fassen zu können ist es sinnvoll, vorweg den Begriff „Identität“ für meine Masterarbeit zu verorten. Laut dem Soziologen Jasper Böing beschreibt Identifikation jenen Prozess, aus dem Identität hervorgeht (vgl. Böing 2017: 26 f.). Identität zu haben und auszubilden macht Menschen grundlegend aus (vgl. ebd.). Der Begriff „Identität“ wird in unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen und je nach Problemstellung unterschiedlich gebraucht und gedeutet (vgl. ebd.). Da eine zu ausführliche Erörterung der einzelnen Begriffsdefinitionen den Rahmen meiner Masterarbeit sprengen würde, werden nun kurz und möglichst prägnant zentrale Aspekte herausgegriffen, die im Hinblick auf die Forschungsfrage in Zusammenhang mit der Bedeutung von Raum zentral sind. Diese stammen vor allem aus der Theorietradition der Soziologie (vgl. Burke / Stets 2005: 9 f.; Goffman 2009 [1956]: 2 ff.; Hillman 2007: 355 f.) und der Psychologie (vgl. Goller / Richter 2013 [2004]: 175 ff.; Graumann 1983: 309 ff.; Proshansky et al. 1983: 57 ff.).

Der Psychologe Carl Friedrich Graumann beschreibt den Prozess, welcher zur Bildung örtlicher Identität führt, als einen dreistufigen. Er unterscheidet zwischen den Aspekten „*identification of*“, „*being identified*“ und „*identification with*“ (Graumann 1983: 309 ff.). Die erste Ebene stellt demnach die Identifizierung von etwas oder jemandem dar (vgl. ebd.). Es handelt sich dabei um die kognitiv-emotionale Repräsentation von sozialen Interaktionspartner*innen im Bewusstsein eines Menschen oder um die Repräsentation von räumlichen Objekten und somit um den Prozess des Erkennens – der Vertrautheit – welche auch in der Ortsverbundenheit relevant ist (vgl. ebd.). Der zweite Aspekt „*being identified*“ meint, dass der Mensch in sozialen Interaktionen ebenso Gegenstand von Identifikation ist, denn er wird von anderen Menschen identifiziert und (wieder-)erkannt (vgl. ebd.). Rollenerwartungen oder vermeintliche Charaktereigenschaften und Vorurteile sind in diesem Kontext von besonderer Relevanz (vgl. ebd.). Die dritte Ebene „*identification with*“ bedeutet, dass man sich ein betreffendes Objekt zu eigen macht und es auf irgendeine Art und Weise auf die eigene personale Identität bezieht (vgl. ebd.). Dabei kann es sich sowohl um Menschen oder Gruppen, soziale Phänomene, Werte, gedankliche Konstrukte und Ideen als auch um materielle Dinge wie Orte, Gebäude oder Räume handeln (vgl. Böing 2017: 27).

Wie viele andere in den Sozialwissenschaften auch unterscheiden der Historiker Peter Burke und der Soziologe Jan Stets zwischen unterschiedlichen Ebenen der Identität – nämlich individueller, sozialer und kollektiver Identität (vgl. Burke / Stets 2005: 9 f.). Letztere meint jene kollektiven Perspektiven auf Identität von Menschengruppen, welche sich entlang von Merkmalen wie Geschlecht, Beruf, oder Wohngegenden unterscheiden (vgl. ebd.). Im Gegensatz dazu beschreibt die soziale Identität den Menschen als Teil einer übergeordneten Gruppe mit gleichzeitigem Fokus auf das Individuum (vgl. ebd.). Die Zugehörigkeit eines Individuums zu einer übergeordneten Gruppe bildet – wenn also die Person primär als Vertreter*in der Gruppe und nicht als individuelle Person adressiert wird – Graumanns Überlegungen zufolge die Grundlage für die soziale Identität (vgl. Graumann 1983: 309 ff.). Die personale bzw. individuelle Identität setzt sich laut dem Soziologen Karl-Heinz Hillmann primär aus personenbezogenen Eigenschaften sozialer Akteur*innen sowie aus der Summe der Erlebnisse einer Person und deren körperbezogenen Eigenschaften zusammen (vgl. Hillmann 2007: 355 f.).

Die Identität einer Person resultiere demnach aus unterschiedlichen personen- und gruppenbezogenen Vorgängen und deren Interdependenzen. Hier wird betont, dass es sich bei der Identität nicht ausschließlich um einen inner-individuellen Bewusstseinsakt handle, sondern immer um kommunikative Konstruktionsprozesse, die in Wechselwirkung zwischen Individuum und Gesellschaft geschehen (vgl. ebd.). Zentral ist hier die Ebene der Kommunikation, denn diese soll laut Niklas Luhmann eine „*Einheit aus Information, Mitteilung und Verstehen*“ (Luhmann 1984: 203) darstellen. Erving Goffman beschreibt in „*The Presentation of Self in Everyday Life*“, dass es nicht ausreiche, Identität zu entwickeln, sondern diese müsse auch mitgeteilt, also präsentiert werden (vgl. Goffman 2009: [1956] 2 ff.). Aus diesen Überlegungen lässt sich schlussfolgern, dass diese Wissenschaftler*innen davon ausgehen, dass Identität eine Einheit aus (Selbst-)Bewusstsein, Präsentation und Spiegelung ist (vgl. ebd.). Identität wäre demnach – wie bereits dargestellt – immer das Resultat verschiedener Identifikationsprozesse.

In den soeben beschriebenen Definitionen vom Konzept der Identität werden Räume als Teil des Identifikationsprozesses betrachtet. Graumann spricht hier von „*identification with*“ (Graumann 1983: 309 ff.), wobei ein Ort angeeignet und auf die eigene Identität bezogen werden kann (vgl. ebd.). Solche Bezugsobjekte können – darüber sind sich Sozialwissenschaftler*innen weitgehend einig – andere Menschen, Ideen und Werte, Berufe oder andere soziale Konstrukte wie Nationen oder auch materielle Dinge wie Räume oder Orte sein. Wie viele andere Sozialwissenschaftler*innen meinen auch Burke und Stets, dass Orte wie beispielsweise eine Region ein eine Gruppe verbindendes Identifikationsmerkmal darstellen kann (vgl. Burke / Stets 2005: 9f.).

Vertreter*innen der Umweltpsychologie setzen sich in diesem Zusammenhang besonders mit dem Begriff der „Ortsidentität“ auseinander (vgl. Proshansky et al. 1983: 57 ff.). Unter Ortsidentität verstehen sie die Identifikation mit einem Ort insofern, als dass dieser als Teil der persönlichen Ich-Identität angesehen wird (vgl. ebd.). Ortsidentität entsteht durch emotionale und kognitive Momente und stellt die von bewussten und unbewussten Emotionen, Ideen, Zielen, Bedeutungen, Erinnerungen, Erfahrungen, Verhaltenstendenzen, Handlungsbereitschaft etc. geprägte Verbindung zu einem spezifischen Raum als komplexes Muster dar (vgl. ebd.). Raumbezogene Identität könne also eine Projektionsfläche von Werten sowie

von symbolischen Repräsentationen sozialer Beziehungen bilden, gelte als allgemeiner Orientierungs- und Bezugsrahmen für Kommunikation und soziale Interaktion und vermittle ein Gefühl von Selbstbestimmbarkeit und relativer Autonomie (vgl. Goller / Richter 2013 [2004]: 183 ff.). Die Architekturpsycholog*innen Katrin Goller und Peter Richter unterscheiden „Ortsidentität“ von „Ortsbezogenheit“ und „Ortsverbundenheit“ (vgl. ebd.: 175 ff.).

Unter „Ortsbezogenheit“ verstehen sie das, was zustande kommt, wenn das Tun und Handeln auf einen gewissen Ort ausgerichtet ist und soziale Beziehungen in einem bestimmten Raum als verbindendes Element im Leben und Handeln der Gruppe stattfinden (vgl. ebd. 176). Von „Ortsverbundenheit“ sprechen sie dann, wenn eine emotionale Komponente zur Ortsbezogenheit hinzukommt und Orte mit Gefühlen wie Vertrautheit oder Geborgenheit sowie mit Erinnerungen aufgeladen sind (vgl. ebd. 176 f.). Für Goller und Richter sind zwei Faktoren für die Bildung von Ortsverbundenheit von besonderer Relevanz: Die Bindung an die räumliche Umwelt, welche sich beispielsweise in der Vertrautheit mit den örtlichen Gegebenheiten äußert, sowie die Bindung an die soziale Umwelt, welche sich durch soziale Kontakte zum Beispiel mit Freund*innen charakterisiert (vgl. ebd.).

Ortsidentität beinhaltet über die gefühlsmäßige Beziehung zu einem Ort hinaus die Identifikation mit ebendiesem – der Ort wird als Teil der persönlichen Ich-Identität angesehen (vgl. ebd.: 180 ff.). Die Identifikation mit einem Ort ist oftmals an Engagement und an ein Gefühl des Verantwortlichseins für diesen geknüpft (vgl. ebd.). Diese raumbezogene Identifikation umfasst sowohl positive als auch negative Bewertungsaspekte (vgl. ebd.). Die Intensität und der Bezugspunkt der Identifikation variieren in einer Bandbreite vom eigenen Zimmer über die Stadt, in der man wohnt, bis hin zu einem Kontinent (vgl. ebd.). Goller und Richter betonen auch die Wechselwirkung zwischen sozialer und raumbezogener Identität (vgl. ebd.: 183 ff.): Um eine eigene Selbstidentität entwickeln und aufrecht erhalten zu können, braucht es eine soziale und eine räumliche Identifikation – denn eine Person sei ohne die Umwelt, auf die sie sich bezieht, nicht denkbar (vgl. ebd.).

Durch eine Flexibilisierung in der Arbeitswelt und in anderen Lebensbereichen sind Wohnungswechsel in kürzeren Abständen immer mehr gang und gäbe geworden (vgl. ebd.: 203 f.). Goller und Richter machen darauf aufmerksam und verzeichnen in diesem Kontext die Möglichkeit einer sich langfristig einschränkenden Ortsidentität,

wenn mehr Menschen als temporäre Mieter*innen eher Konsument*innen von (Wohn-)Umwelt werden und weniger Gestalter*innen derselben sind (vgl. ebd.). Allerdings argumentieren sie auch, dass gerade der Verlust von räumlicher Stabilität durch die Globalisierung auch eine Gegenbewegung verursachen könnte und daher Menschen an ihrem Bedürfnis nach sozialer und räumlicher Identität festhalten würden, um handlungsfähig zu bleiben (vgl. ebd.). Diese aktuellen Entwicklungen unterstreichen die Relevanz, die Raumidentifikationen für Menschen haben können.

In diesem Abschnitt wurde deutlich, dass Raumidentifikationen einen Teil der persönlichen Ich-Identität bilden, was sich anhand des Begriffs der Ortsidentität zeigen lässt (vgl. Proshansky et al 1983: 57 ff.). Räumliche und soziale Identifikationen sind gerade in der Jugend für die Bildung einer eigenen Identität unabdingbar (vgl. Goller / Richter 2013 [2004]: 183 ff.). Da Raumidentifikationen, -wahrnehmungen, und -aneignungen miteinander interferieren (vgl. Muri / Friedrich 2009: 160 f.), wurden diese Raumprozesse im Laufe der Forschung so gut wie möglich auch in ihren Interferenzen betrachtet. Anknüpfend an die soeben angeführten Überlegungen zu aktuellen Tendenzen der Ortsidentität wurde daher die Frage nach einem möglichen Zusammenhang zwischen Raumidentifikationen und gelingenden Raumaneignungen im Forschungsfeld gestellt.

3.3. Die Raumaneignung

In den vorangegangenen Abschnitten habe ich bereits die Prozesse der räumlichen Wahrnehmung und der räumlichen Identifikation beschrieben. An dieser Stelle soll nun noch die Raumaneignung genauer beleuchtet und definiert werden.

Der Terminus der Aneignung wird in verschiedenen fachlichen Diskursen unterschiedlich geprägt und verwendet, etwa in der Sozialpädagogik (vgl. Deinet 2009: 21), der Psychologie (vgl. Chombart de Lauwe 1977: 6), sowie in der Soziologie (vgl. Löw 2001: 266 f.) und der Stadtplanung (vgl. Muri / Friedrich 2009: 76). In der Alltagssprache umfasst Aneignung laut Duden mehrere Bedeutungsdimensionen: eine „*rechtmäßige oder unrechtmäßige Inbesitznahme*“ (Duden 2010: 77), oder auch einen „*Lernprozess im Sinne einer Erarbeitung neuen Wissens*“ (ebd.) wie beispielsweise die Aneignung von Fremdsprachen (vgl. ebd.).

Der Soziologe Paul-Henry Chombart de Lauwe hat den ursprünglich aus der Psychologie stammenden Aneignungsbegriff in der Raumwissenschaft geprägt. Er meinte:

Die Aneignung des Raums ist das Resultat der Möglichkeit, sich im Raum frei bewegen, sich entspannen, ihn besitzen zu können, etwas empfinden, bewundern, träumen, etwas kennen zu lernen, etwas den eigenen Wünschen, Ansprüchen, Erwartungen und konkreten Vorstellungen gemäß tun und hervorbringen zu können (Chombart de Lauwe 1977: 6).

Für Chombart de Lauwe ist Raumaneignung somit ein aktives Erarbeiten und Verinnerlichen subjektiver Bezugspunkte sozial-räumlicher Erfahrungen (vgl. ebd.). Die theoretische Konzeption des Aneignungsbegriffs geht laut den Erziehungswissenschaftler*innen Ulrike Hüllemann, Christian Reutlinger und Ulrich Deinet auf die „Kulturhistorische Schule“ der sowjetischen Psychologie und deren kritische Auseinandersetzung in den 1970er Jahren zurück (vgl. Hüllemann et. al 2019 [2005]: 382 f.; Deinet / Reutlinger 2014: 12 f.). Der Begriff reiht sich laut dem Sozialwissenschaftler Michael May in ein marxistisch geprägtes Denken und Gesellschaftsmodell ein (siehe May 2008: 62 ff.). Die Psychologen Lew Semjonowitsch Wygotzki, Alexey Nikolajewitsch Leontjew und Klaus Holzkamp stehen für die Mitentwicklung bzw. die kritische Rezeption der Debatte (vgl. Hüllemann et al. 2019 [2005]: 382 f.). Leontjew entwickelte mit Bezug auf die von Marx und Engels thematisierte Aneignung von Produktionsmitteln den Terminus aus psychologischer Perspektive weiter: Er kombinierte psychologisch-biologische Gesichtspunkte des Problemfeldes „*Organismus-Umwelt*“ (Leontjew 1964: 58 ff.) mit Erkenntnissen über die Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft (vgl. ebd.). Menschen lernen in ihrer Sozialisation, sich Objekte sowie deren Gebrauch und Bedeutung aktiv anzueignen (vgl. ebd.). Der Sozialgeograph und Erziehungswissenschaftler Christian Reutlinger bezieht sich auf Leontjews tätigkeitszentriertes Aneignungsverständnis und beschreibt die Beziehung von Menschen zu ihrer Umwelt als eine „*tätige Auseinandersetzung*“ (Reutlinger 2003: 43), durch welche sie die „*gegenständliche und symbolische Kultur*“ (ebd.) erlernen und verinnerlichen. Durch diese Aneignung von Gegenständen und Symbolen werden junge Menschen zu handlungsfähigen gesellschaftlichen Individuen (vgl. ebd.).

Muri und Friedrich merken jedoch kritisch an, dass der Aneignungsbegriff der eben genannten Wissenschaftler*innen mentale Raumwahrnehmungsprozesse

vernachlässigt, da er zu stark auf Tätigkeit fokussiert (vgl. Muri / Friedrich 2009: 76). Dies bedeutet in weiterer Folge beispielsweise einen Ausschluss von medial transportierten Aneignungsformen und Raumvorstellungen, wie sie beispielsweise über Musikvideos vermittelt werden (vgl. ebd.). Muri und Friedrich kritisieren in diesem Zusammenhang, dass durch die Überbetonung von Räumen als Repräsentationen der kapitalistischen Herrschaftsverhältnisse Kinder und Jugendliche nicht als Teilhabende und Akteur*innen kapitalistischer Alltagspraxen und Wertvorstellungen anerkannt, sondern auf passive Opfer der Machtverhältnisse reduziert werden (vgl. ebd.).

Auch Löw entwickelt Raumvorstellungen vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Veränderungen, die sich auf das Raumerleben und die Raumaneignung von Jugendlichen auswirken, weiter (vgl. Löw 2001: 266 f.). Heute erfahren Kinder und Jugendliche den Raum anders, viel inkonsistenter als frühere Generationen, welche eher homogene Raumvorstellungen hatten (vgl. ebd.). Dies sei unter anderem auf das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen mit Cyber-Space-Technologien und virtuellen Räumen zurückzuführen (vgl. ebd.). Diese Entwicklung führt dazu, dass junge Menschen Raum als „*diskontinuierlich, konstituierbar und bewegt*“ (Löw 2001: 266) erfahren. Löw leitet daraus ab, dass die kulturell tradierte Vorstellung eines einheitlichen homogenen Raums, der uns umgibt, von einer Raumvorstellung abgelöst wird, die eher als ein Fließendes gesehen werden kann (vgl. ebd.).

Der Erziehungswissenschaftler Deinet versteht Aneignung nach wie vor als tätige Auseinandersetzung von Individuen mit ihrer Umwelt (vgl. Deinet 2009: 20). Allerdings geht er davon aus, dass Aneignung auch die Schaffung eigener Räume durch Jugendliche und die Verbindung unterschiedlicher virtueller und nicht virtueller Räume ihrer Lebenswelt einschließt (vgl. ebd.: 20 f.). „Tätigkeit“ lässt sich also nicht mehr ausschließlich auf gegenständliche Aneignung reduzieren, sondern bezieht auch die Verknüpfung verschiedener virtueller und symbolischer Räume mit ein. Deinet fasst unter diesem erweiterten Aneignungsbegriff folgende Punkte:

Aneignung ist

- Eigentätige Auseinandersetzung mit der Umwelt
- (Kreative) Gestaltung von Räumen mit Symbolen etc.
- Inszenierung, Verortung im öffentlichen Raum (Nischen, Ecken, Bühnen) und Institutionen
- Erweiterung des Handlungsraums (neue Möglichkeiten in neuen Räumen)
- Veränderung vorgegebener Situationen und Arrangements

- Erweiterung motorischer, gegenständlicher, kreativer und medialer Kompetenz
- Erprobung des erweiterten Verhaltensrepertoires und neuer Fähigkeiten in neuen Situationen
- Entwicklung situationsübergreifender Kompetenzen im Sinne einer „Unmittelbarkeitsüberschreitung“ und „Bedeutungsverallgemeinerung“ (Deinet 2009: 21).

Raumaneignung kann sich laut Deinet also unterschiedlich manifestieren. Sie kann etwa Handlungsräume und Kompetenzen (kreative, motorische, etc.) erweitern. Mit dem Stellenwert von Aneignung in der Jugend beschäftigt er sich auch, in dem er zeigt, wie sie in dieser Phase zentrale Identitätsentwicklung durch Erweiterung des Verhaltensrepertoires ermöglicht (vgl. ebd.).

Der Soziologe Oliver Frey grenzt Raumaneignungen begrifflich von Raumnutzungen ab (vgl. Frey 2010: 5.) Während bei einer Raumnutzung Räume nicht in Frage gestellt oder verändert werden, werden diese im Fall von Raumaneignungen eigenen Vorstellungen und Bedürfnissen entsprechend bewusst genutzt, gestaltet und mitbestimmt (vgl. ebd.) Folglich können Aneignungen mit Gestaltung und bedürfnisorientierten Veränderungen von Räumen einhergehen. Durch sie kann kreatives Potential gelebt werden (vgl. ebd.).

Mit Lefebvres Verständnis von Raum als Prozess rückt die gesellschaftliche Dimension in den Fokus: Da Räume hierbei durch gesellschaftliche Praktiken erst zu solchen gemacht werden (vgl. Lefebvre 2009 [1974]: 37 ff.). Auch Rau schließt sich der Meinung an, wonach Räume erst durch in ihnen stattfindende Raumpraktiken „*gesellschaftlich aktiviert*“ (Rau 2017: 184) werden. Diese schließen verschiedene individuelle oder kollektive soziale, politische, kulturelle, ökonomische oder religiöse Handlungen ein und können gesellschaftlichen Normen folgen, von solchen abweichen oder auch ambivalent und widersprüchlich sein (vgl. ebd.: 183 f.).

Die Pädagog*innen und Politolog*innen Gerd Harms, Christa Preissing und Adolf Richtermeier entwickelten in den 1980er Jahren Leontjews Aneignungskonzept weiter und nehmen dabei ähnlich wie Lefebvre und Rau eine gesellschaftliche Dimension in den Blick (vgl. Harms et al 1984: 24 f.). Sie greifen Leontjews Auffassung auf, wonach für gesellschaftliche Konstitution des städtischen Lebens einerseits Herrschaftsverhältnisse und Verteilungskämpfe und andererseits die tätige Auseinandersetzung mit der materiellen Umwelt von Relevanz sind (vgl. ebd.). Für Harms et al. ist die materielle Umwelt mit einem „*Netz unsichtbarer [...] Bedeutungen*“ (ebd.) durchzogen. Dies manifestiert sich „*mittels kodifizierter*

Regelsysteme“ (ebd), wie es beispielsweise Eigentum darstellt oder aber „*mittels staatlicher Macht*“ (ebd.), welche von unterschiedlichen „*Raumwächter[*innen]*“ (ebd.) durchgesetzt wird. Harms et al. bringen hier einen Aspekt ein, welcher mit Aneignungen einhergeht: Räume können umkämpft und von Regelwerken und Machtprozessen durchzogen sein, was sich unmittelbar auf Aneignungsmöglichkeiten auswirkt (vgl. ebd.). Dies stellt einen zentralen Bezugspunkt in der Analyse von Aneignungsprozessen in meiner Masterarbeit dar. Es ist naheliegend, dass Dynamiken der Macht und Regelsysteme in den untersuchten Räumen vorhanden sind, auch wenn sie nicht auf den ersten Blick erscheinen. Deshalb soll hier besonders auf derartige Dynamiken und Systeme geachtet werden.

In meiner Forschung wurde daher ein besonderes Augenmerk auf Erfahrungen, welche Jugendliche im Rahmen ihrer „Aneignungstätigkeiten“ machen, gelegt. Dies schließt auch Reaktionen auf Aneignungen – sowohl auf in der gesellschaftlichen Norm stattfindende als auch auf möglicherweise abweichende – mit ein. Damit geht ein gewisses Konfliktpotential zwischen unterschiedlichen Nutzer*innengruppen einher, welches auch Machtdynamiken birgt (vgl. Harms et al. 1984: 24 f.). Möglicherweise lassen sich im Sinne Belinas und Michels im Rahmen eines kritisch-materialistischen Raumverständnisses für das Untersuchungsfeld gewisse Regelmäßigkeiten oder Tendenzen hinsichtlich Machtdynamiken und deren räumliche Manifestationen ableiten (vgl. Belina / Michel 2019 [2007]: 8f.).

Zusammenfassend wird hier im Sinne von Leontjews Aneignungsbegriff und dessen Weiterentwicklung durch sozialpädagogisch geprägte Begriffsdeutungen, wie der von Deinet, eine tätigkeitszentrierte Interpretation des Aneignungsbegriffs verfolgt (vgl. Deinet 2009: 21). Durch die Herausbildung virtueller Räume in den letzten Jahren gewinnen Löws Begriffe des „Spacing“ und der „Synthese“ an Relevanz und erweitern an dieser Stelle den Aneignungsbegriff (vgl. Löw 2001: 266 f.). Demnach werden nicht nur bestehende Räume „tätig angeeignet“ und nach den eigenen Bedürfnissen (um-)gestaltet, sondern ebenso gleichzeitig neue Räume im Sinne von „Spacing“ geschaffen und bestehende gleichzeitig auftretende Räume – virtuelle und nicht virtuelle – mittels Aneignungen im Sinne von „Synthese“ verknüpft, wodurch hybride Räume entstehen (vgl. ebd.: 131 f.).

In meiner Forschungsarbeit lag der Fokus auf unterschiedlichen Aneignungsformen, und -motiven. Unter anderem analysierte ich, warum und wie sich Jugendliche welche Räume aneignen und in diesem Zusammenhang auch, welche Funktionen bestimmte Räume für sie haben und welche Erfahrungen sie in ihrer Aneignungstätigkeit machen. Mittels Aneignungsprozessen können Jugendliche beispielsweise ihren Tätigkeitsradius sowie ihre Handlungsmöglichkeiten erweitern und kreativ Räume (um-)gestalten, wodurch sie wiederum neue Kompetenzen und Verhaltensweisen entfalten, um in ihrer Umgebung und in der Gesellschaft tätig werden zu können (vgl. Deinet 2009: 21). Damit trägt das Phänomen der Aneignung wesentlich zur Identitätsentwicklung bei und hat somit auch eine integrative Funktion in die Erwachsenengesellschaft (vgl. ebd.).

4. Methodologische Überlegungen

Zur Beantwortung der Forschungsfrage erwies sich eine qualitative empirische Forschung als zielführend. Eine solche qualitative Forschung ist besonders angebracht, wenn es darum geht, gesellschaftliche, politische, geschlechtsspezifische oder andere Phänomene, Debatten, Erfahrungswelten, Strukturen, Praktiken, Interaktionen oder Diskurse in ihrem jeweiligen Kontext zu verstehen (siehe hierzu u.a. Lueger 2000: 16 ff.). Laut Lueger können so die Bedingungen und Schemen menschlichen Zusammenlebens gut erfasst werden (vgl. Lueger 2000: 17).

Der Psychologe und Erziehungswissenschaftler Uwe Flick hat mehrere Handbücher zum Thema qualitative Methoden der Sozialforschung verfasst und herausgegeben. Er beschreibt gemeinsam mit seinen Kolleg*innen Ernst von Kardoff und Ines Stein, dass der qualitative Forschungszugang darauf abzielt, Lebenswelten „*von innen heraus*“ (Flick et al. 2019 [2000]: 14) aus der Perspektive der handelnden Menschen zu erforschen. So könne ein besseres Verständnis sozialer Wirklichkeiten erreicht werden (vgl. ebd.). Flick et al. beschreiben – sich auf die wesentlich von Peter L. Berger und Thomas Luckmann geprägte sozialkonstruktivistische Perspektive (siehe Berger / Luckmann 1969 [1966]: 8 ff.), beziehend, wonach soziale Wirklichkeit das Ergebnis kontinuierlich ablaufender sozialer Konstruktionsprozesse ist – die soziale Wirklichkeit als Ergebnis von mittels sozialer Interaktionen hergestellten Deutungen und Zusammenhängen (vgl. Flick et al. 2019 [2000]: 14 ff.). Die Akteur*innen interpretieren diese situationsspezifisch aus ihrer subjektiven Perspektive und Erfahrung heraus als Grundlage ihres Handelns (vgl. ebd.). Von Interesse ist dabei, dass sich qualitative Forschung in ihrer Untersuchung von Handlungen und Erfahrungen auf die Rekonstruktionen, Perspektiven und Deutungsmuster der Handelnden konzentriert.

Lueger weist in dem Zusammenhang darauf hin, dass sozialwissenschaftliche Forschungen wie auch Alltagswahrnehmungen nicht den Anspruch erheben können, Realität zu rekonstruieren. Sie können lediglich eine wissenschaftliche Konstruktion

der Wirklichkeit produzieren, der bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden, welche jedoch keinen Anspruch auf ein exklusives Wissen über den Forschungsgegenstand stellen können (vgl. Lueger 2000: 16 f.) Sie sind vielmehr Momentaufnahmen und Varianten, aus welchen sich die Wissenschaft dennoch Einblicke in soziale Wirklichkeiten und damit einhergehend auch ein besseres Verständnis der Welt erhofft (vgl. ebd.).

Das Erkenntnisinteresse qualitativer Sozialforschung wird primär durch das „Verstehen“ sozialen Handelns geleitet, welches laut Max Weber eine notwendige Voraussetzung für ein mögliches „Erklären“ seiner Ursachen und seiner Wirkungen ist (vgl. Weber 1921: 11 ff.). Qualitative Forschungsansätze werden laut dem Erziehungswissenschaftler Hans Oswald besonders dann angewandt, wenn Lebenswelten, Alltagsrealitäten individuelle bzw. kollektive Erfahrungen und Deutungssysteme bestimmter Gruppen erforscht werden sollen (vgl. Oswald 2013 [1997]: 186 ff.).

Wie andere Sozialwissenschaftler*innen auch heben die Soziologin Petra Dannecker und die Afrikawissenschaftlerin Birgit Englert hervor, dass Alltagswissen, -praktiken oder -interaktionen und das Alltagsverständnis eine zentrale Rolle in der qualitativen Forschung einnehmen (vgl. Dannecker / Englert 2014: 7 ff.). Da meine Forschung primär auf ein „Verstehen“ der Alltagsrealitäten und Erfahrungswelten Jugendlicher hinsichtlich Raumaneignungen, -identifikationen und -wahrnehmungen abzielt, stellt der Forschungszugang der qualitativen Sozialforschung eine adäquate Herangehensweise dar.

Lueger sieht Forschung als aktiv tätige Beobachtung und als Lernprozess, in dem sich Forschende positionieren und gleichzeitig den Forschungssubjekten ausreichend Raum geben, um ihre lebensweltlichen Meinungen und Positionen einzubringen (vgl. Lueger 2001: 343 ff.). Lueger gibt in seinen Handbüchern sehr brauchbare praktische Anleitung, weshalb ich mich in den folgenden Abschnitten oftmals auf seine Publikationen beziehe. Diese flexible und reflexive Vorgangsweise kommt hier zur Geltung und drückt sich in einer situationsspezifischen Anwendung der Methoden sowie in einer laufenden Rückkopplung der (Teil-)Ergebnisse an theoretische Grundlagen aus (vgl. ebd.). In den nun folgenden Abschnitten zeige ich, was dies für den Forschungsprozess bedeutet: In 4.1 beschreibe ich die Orientierungsphase und den zyklisch angelegten Forschungsprozess. Die Abschnitte

4.2 und 4.3 widmen sich den angewandten Methoden der teilnehmenden Beobachtung und der Interviews. In 4.4 stelle ich das Analyseverfahren vor.

4.1. Orientierungsphase und zyklischer Forschungsprozess

Der erste Einstieg ins Feld geschah in meinem Forschungsprozess mittels explorativer teilnehmender Beobachtung (siehe hierzu Lueger 2000: 59 ff.). Laut Lueger fungiert diese sogenannte Orientierungsphase als erste Realisierung des Vorhabens, in welcher die geplante Forschung hinsichtlich ihrer Tauglichkeit überprüft und in welcher auch ein Zugang zum Feld gewonnen wird (vgl. ebd.). Lueger betont den besonderen Wert dieser Phase, da diese durch eine vollkommene Offenheit dem Feld gegenüber charakterisiert ist, die bei einer im weiteren Prozess entstehenden stärkeren Involvierung ins Feld nicht mehr möglich ist (vgl. Lueger 2001: 404).

Daher habe ich die explorative teilnehmende Beobachtung für meine Masterarbeit offen und ohne Vorstrukturierung zu unterschiedlichen Zeitpunkten und an verschiedenen Orten mit einem möglichst breiten Blick auf das Themenfeld durchgeführt. Dies stellt die klassische ethnographische Herangehensweise dar, um sich von den Strukturierungsleistungen des Feldes anregen zu lassen (vgl. ebd.). Im Rahmen dieser Phase habe ich mit Akteur*innen der Forschung außerdem Gespräche über die Forschung geführt, um mich als Lernende in das Feld einführen zu lassen (siehe dazu Lueger 2000: 64 ff.). Nach der Orientierung und dem ersten Zugang zum Feld habe ich den Forschungsprozess zirkulär angelegt (vgl. ebd.: 65 f.).

In einem zyklischen Prozess habe ich anlehnend an die ersten Erkenntnisse der explorativen Beobachtung Leitfäden für die Interviews mit den Jugendlichen erstellt und diese nach einer Erprobung im Feld angewandt. Erste Ergebnisse aus den Interviews flossen wiederum in die Beobachtung ein. Auch wurden Beobachtungsorte anhand von Interviewergebnissen ausgewählt – an jenen für die Interviewpartner*innen als besonders relevant eingestuften Orten wurde vermehrt beobachtet. Daraufhin flossen wiederum Erkenntnisse aus der teilnehmenden Beobachtung in die Interviews ein etc. Während dieses Prozesses habe ich Zwischenergebnisse und vorläufige Teilanalysen festgehalten und interpretiert.

Erhebung und Interpretation fanden dabei also auf ebenso zyklische, sich gegenseitig bedingende Art statt (vgl. ebd.). Am Beginn und am Ende jedes Forschungszyklus reflektierte ich Luegers Vorschlag folgend die abgeschlossene Untersuchungsphase und plante daran anknüpfend nächste Schritte (vgl. ebd.).

4.2. Die teilnehmende Beobachtung

An der Alltagspraxis von Menschen teilzunehmen und mit dieser vertraut zu werden stellt eine adäquate Möglichkeit dar, um das Handeln von Menschen und ihre subjektiven Perspektiven darauf zu verstehen, was auch in dieser Forschung das wesentliche Erkenntnisinteresse darstellt (siehe dazu Lueger 2001: 7 ff.). Dies entspricht einer grundlegenden ethnographischen Arbeitsweise, die in viele Sozialwissenschaften Eingang gefunden hat. Der Sozialwissenschaftler Christian Lüders betrachtet diese Methode ebenso als sehr zielführend, um Praktiken, Diskurse, Interaktionen oder auch Kommunikationsweisen der Forschungs-Akteur*innen zu untersuchen (vgl. Lüders 2019: 389 ff.). Um der Erforschung sozialer Wirklichkeit näher zu kommen, etablierte sich die Analyse von Kommunikations- und Interaktionssequenzen mit Hilfe von ethnographischen Beobachtungsverfahren in der Kultur- und Sozialanthropologie seit Ende des 19. Jahrhunderts als eine besonders zielführende Methode. Die teilnehmende Beobachtung erfuhr seither einen Einzug in vielen anderen Sozialwissenschaften und gilt heute als ein „Fundament“ (Lueger 2000: 8) der empirischen Sozialforschung.

Die teilnehmende Beobachtung wurde das erste Mal in der Darstellung der Forschungen vom Sozialanthropologen Bronislaw Malinowski auf den Trobriand-Inseln systematisch dargestellt (vgl. Malinowski 1922: 11 ff.). Malinowski begründete die Methode, da er tatsächlich in der Gemeinschaft, die er erforschte, gelebt hat, die Sprache erlernt und seine Untersuchungen nicht nur flexibel an das Feld anpassend auf wenige herausstechende Aspekte zugespitzt hat, sondern auch die einzelnen methodologischen Überlegungen genau darstellte (vgl. Beer 2013: 77 ff.). Besonders wichtig war auch sein Schreibstil, wodurch er laut der Ethnologin Bettina Beer erstmals praktische Zusammenhänge und theoretische Blickwinkel in der Forschung mit ethnographischen Beschreibungen und Daten aus dem Feld verbunden hat (vgl. ebd.).

Malinowskis Forschung war prägend für die Ethnographie. Von da an herrschte unter Ethnograph*innen weitgehend Einigkeit über die Wichtigkeit einer längeren Teilnahme im Feld „*durch anhaltende Kopräsenz von Beobachter[*in] und Geschehen*“ (Amann & Hirschauer 1997: 21). Martin Hammersly und Paul Atkinson beschreiben, wie die*der Forschende:

[...] verdeckt oder offen am Alltagsleben der Menschen für längere Zeit teil[nimmt], beobachtet, was geschieht, zuhört, was gesagt wird, Fragen stellt und alle irgendwie verfügbaren Daten, die für das Thema von Bedeutung sein könnten, sammelt (Hammersly / Atkinson 1983: 2).

In meiner Forschung wurde keine klassische explorative teilnehmende Beobachtung wie sie Malinowski geprägt hat durchgeführt, in der ich über lang anhaltende Zeit ununterbrochen am Leben der Jugendlichen teilnahm und so eine Kopräsenz erreichte. Dahingegen ging ich als Streetworkerin immer wieder ins Feld, beobachtete gewisse Ausschnitte aus dem Leben der Jugendlichen und verließ das Feld nach einer Beobachtungssequenz wieder.

Meine Rolle als Streetworkerin bringt es mit sich, dass ich einen leichten Zugang zur Lebenswelt der Jugendlichen habe, kontinuierlich in ihrem Alltag präsent bin und von ihnen dort auch akzeptiert werde. Ein wesentlicher Vorteil in diesem Prozess war darüber hinaus, dass ich es als Streetworkerin gewohnt bin, flexibel auf die Verhaltensweisen der Jugendlichen zu reagieren. Da die Beobachtung in den Streetwork-Alltag integriert wurde, ergaben sich ausreichend Möglichkeiten dafür und diese konnten spontan stattfinden und auch an die jeweilige Situation angepasst werden. So führte ich während des gesamten Forschungsprozesses auch immer wieder informelle Gespräche, welche interessante Einblicke gaben und ebenso in die Forschung mit einfließen.

Die teilnehmende Beobachtung habe ich im Zeitraum zwischen September 2019 und Jänner 2020 durchgeführt. Für die Protokollerstellung habe ich einzelne Szenen und Interaktionsepisoden, welche für die Forschung relevant erschienen, ausgewählt und diese detaillierter beschrieben. Aus diesen Überlegungen heraus muss darauf hingewiesen werden, dass im Rahmen meiner Forschung lediglich situative, temporäre und lokale Aspekte untersucht werden können. Daher kann nicht der Anspruch auf eine Übertragbarkeit der Erkenntnisse auf andere Orte oder auch andere Akteur*innen erhoben werden.

Eine weitere Herausforderung der Forschung stellt der Balanceakt zwischen Nähe zum Feld und zu den Akteur*innen und der wissenschaftlichen Distanz dar, welcher auch die Umgangsweise mit meinem Vorwissen im Feld beinhaltet. Darauf gehe ich in Abschnitt 5.4 näher ein.

Bei der Untersuchung der Raumaktivitäten muss eine hochgradig individualisierte und mobile Verhaltensweise der Jugendlichen anerkannt werden. Der Soziologe Gerhard Schulze konstatiert, dass eine Verortung sozialer Milieus durch soziale Beziehungen, steigende Lebensstandards, durch erhöhte Mobilität sowie durch entkonventionalisierte Lebensführungen und durch eine höhere Bandbreite an Wahlmöglichkeiten heute kaum mehr möglich ist (vgl. Schulze 1992: 41 ff.). Daran anknüpfend können milieuspezifische Faktoren in der folgenden Forschung – wenn überhaupt – nur am äußersten Rande mit einbezogen werden.

4.3. Die Interviews

Ergänzend zur teilnehmenden Beobachtung, welche die etische Sicht – also die Sicht von außen durch mein Auge als Beobachterin darstellt, wurde in dieser Arbeit mittels qualitativer Interviews die emische Sicht – also der subjektive Blick der Jugendlichen auf ihre Raumaktivitäten – erfragt, um so zu einem vollständigeren Bild zu gelangen. Durch mehrere sich ergänzende Methoden – also durch ein systematisches aufeinander beziehen von beispielsweise Interviews und teilnehmender Beobachtung – können Forschende eine *„vollständigere, dichtere Beschreibung der jeweiligen Lebenswelt“* (Lüders 2019: 400) und zugleich ein *„Validierungsinstrument“* erreichen (ebd.).

Im qualitativen Interview geht es – so beschreibt der Soziologe Ralf Bohnsack die in den Sozialwissenschaften allgemein gültige Auffassung – darum, *„die Befragten ein Thema in der eigenen Sprache, in ihrem Symbolsystem und innerhalb ihres Relevanzrahmens entfalten zu lassen“* (Bohnsack 2000 [1991]: 21). So sollte es auch in meiner Arbeit durch diese Methode ermöglicht werden, die Perspektive der Interviewpartner*innen auf soziale Phänomene, auf ihre Situationsdeutungen und auf ihre individuellen oder kollektiven Erfahrungen und Alltagswelten im Zusammenhang mit den im Erkenntnisinteresse stehenden Raumprozessen kennen zu lernen.

Die Interviews habe ich durch einen Leitfaden vorstrukturiert, um so eine Vergleichbarkeit der gewonnenen Daten zu erreichen (siehe unter anderem Flick et al. 2019 [2000]: 14). Trotz dieser „Strukturierung“ ist es in meiner Forschung zentral, die Lebenswelten „von innen heraus“ (ebd.) aus der Perspektive der Interviewpartner*innen zu erfahren und zu analysieren. Deshalb habe ich für den Leitfaden Fragen, die förderlich für einen hohen erzählenden Anteil sind, gewählt und auf einen möglichst flexiblen Gesprächsverlauf – der sich den individuellen Thematiken der Jugendlichen anpasst – geachtet (siehe: ebd).

Anlehnend an den Vorschlag des theoretischen Samplings nach den Soziologen und Begründern der „Grounded Theory“ Barney Glaser und Anselm Strauss wurden die Interviewpartner*innen konkret nach inhaltlichen Kriterien für die Forschung ausgesucht, was eine gezielte und systematische Auswahl darstellt (vgl. Glaser / Strauss 1967: 45 ff.). Kriterien für die Auswahl der Interviewpartner*innen waren Alter und Geschlecht sowie der Bezug zum 23. Bezirk, welchen ich entweder durch den Hauptwohnsitz oder den regelmäßigen Aufenthalt in der Freizeit in Wien Liesing definiert habe, um eine Kenntnis des Bezirks voraussetzen zu können. Darüber hinaus sollten bevorzugte Freizeitaktivitäten Tätigkeiten im öffentlichen Raum beinhalten und/oder den regelmäßigen Besuch von Jugendtreffs und Jugendzentren inkludieren.

Insgesamt habe ich zehn Jugendliche im Zeitraum Oktober 2019 bis Februar 2020 interviewt. Vier davon gaben an, weiblich, sechs davon männlich zu sein. Die Altersspanne reichte von 16 bis 20 Jahre. Hinsichtlich des Bildungsstands sind die Interviewpartner*innen sehr heterogen: Eine Interviewpartnerin studiert an einer Hochschule, zwei besuchen berufsbildende höhere Schulen, vier Interviewpartner*innen haben Lehren abgeschlossen und drei befinden sich derzeit in einer Lehre. In dieser Tabelle sind einige Eckdaten der Interviewpartner*innen dargestellt:

Name	Alter	Geschlecht	Ausbildung
Emir	20	Männlich	Abgeschlossene Pflichtschule
Yusuf	16	Männlich	Besucht eine BHS
Angelo	17	Männlich	Besucht eine BHS
Yasmin	20	Weiblich	Studiert im Bachelor

Anna	16	Weiblich	Absolviert eine Lehre
Adam	18	Männlich	Hat eine Lehre abgeschlossen
Christiano	19	Männlich	Absolviert eine Lehre
Alex	18	Männlich	Hat eine Lehre abgeschlossen
Vladi	19	Männlich	Hat eine Lehre abgeschlossen
Lisa	18	Weiblich	Hat eine Lehre abgeschlossen

Abbildung 2: Tabelle mit Eckdaten der Interviewpartner*innen

Der Ort an welchem die Interviews stattfanden, waren unterschiedliche Jugendtreffs des Bezirks Wien Liesing. Da jede Gesprächssituation einen Einfluss auf die Interviewpartner*innen hat, wollte ich diese möglichst angenehm für die Jugendlichen gestalten (siehe unter anderem Wehmeyer 2013: 91 ff.). Daher wählte ich Orte, die sie nicht nur kennen, sondern an denen sie sich wohl fühlen und die sie positiv bewerten (vgl. I2: Z 28-32; I3: Z 35-37; I7: Z 13-16; I0: Z 59-63).

Ich hatte das Bedenken, Jugendliche die im Feld als sehr präsent auftraten und beispielsweise durch eine hohe Mobilität oder lautes Sprechen auffielen, stärker wahrzunehmen. Daher machte ich den Versuch einer zumindest teilweisen Gegensteuerung, indem ich bewusst und aktiv jene Jugendlichen angesprochen und in die Forschung mit einbezogen habe, die im Raum eher zurückhaltend auftraten und nicht von sich aus das Gespräch suchten, sondern sich beispielsweise in Ecken oder Nischen zurückzogen. Die Interviewtranskription entspricht dem Ansatz der Erziehungswissenschaftler Udo Kuckartz, Thorsten Dresing, Stefan Rädiker und Claus Stefer (2008: 27 f.) welcher im Anhang auf Seite III zu finden ist.

4.4. Auswertung und Interpretation

Die Auswertung der Interviews und der Beobachtungsprotokolle erfolgte nach dem Analyseverfahren des Psychologen, Pädagogen und Soziologen Philipp Mayring, das aus Kritik an quantitativen Verfahren in den 1980er Jahren entwickelt wurde (vgl. Mayring 1988: 22 ff.). Die quantitativen Verfahren wurden häufig deshalb kritisiert, weil der Kontext verloren geht und „*latente Sinnstrukturen, besonders markante Einzelfälle und das, was im Text nicht vorkommt*“ (Mayring 2016: 114 ff.) außer Acht gelassen werden.

Mittels qualitativer Inhaltsanalyse können latente Sinnstrukturen berücksichtigt und das Kommunikationsmaterial systematisch bearbeitet werden (vgl. Mayring 2019 [2000]: 474 ff.). Dabei werden die Aussagen in deren Bestandteile nach gewissen Kriterien dargestellt und ausgewertet (vgl. ebd.). Dies erfolgt nach klaren Vorgaben, was das Verfahren nachvollziehbar und transparent macht (vgl. ebd.). Im Zentrum steht dabei ein Kategoriensystem, das jene Aspekte festlegt, die aus dem Analysematerial gewonnen werden (vgl. ebd.). Im Laufe der Analyse wird dieses laufend überarbeitet und an das Material rückgekoppelt und angepasst (vgl. ebd.). Eine wesentliche Stärke qualitativer Inhaltsanalysen liegt in der Möglichkeit der induktiven Kategorienbildung bei gleichzeitigem streng methodisch kontrolliertem Vorgehen in der schrittweisen Analyse des Materials (vgl. Mayring 2016: 114 ff.). Dadurch gelingt eine Reduktion des Materials bei gleichzeitigem Erhalten der zentralen Aspekte auf einen eingegrenzten das Material repräsentierenden Korpus (vgl. ebd.). In dieser Forschung bin ich ebenfalls induktiv vorgegangen und habe aus den Interviewtranskripten und Beobachtungsprotokollen Analysekategorien gebildet, ohne mich dabei auf eine theoriegeleitete Matrix zu beziehen. Eine Stärke der qualitativen Inhaltsanalyse ist auch, dass das Material möglichst gegenstandsnah abgebildet wird und auch die alltagsweltliche Sprache im Symbolsystem der Interviewpartner*innen erfasst werden kann (siehe hierzu auch Bohnsack 2000 [1991]: 21).

5. Das Forschungsfeld und die Akteur*innen im Feld

Das Forschungsfeld für meine Forschungsfrage umfasst Jugendliche zwischen 16 und 20 Jahre im öffentlichen Raum des 23. Wiener Gemeindebezirk. In den folgenden Abschnitten beschreibe ich in 5.1 die jugendlichen Akteur*innen der Forschung und in 5.2 definiere ich öffentliche Räume für diese Arbeit und beschreibe das Forschungsgebiet Wien Liesing. Abschnitt 5.3 widmet sich aktuellen Tendenzen urbaner öffentlicher Räume in Wien, welche für die Kontextualisierung der Ergebnisse zentral sind. In Abschnitt 5.4 reflektiere ich die Positioniertheit von mir als Forschender und deren Auswirkungen auf die Erkenntnisse, da ich als Streetworkerin gewissermaßen ins Feld involviert bin. In 5.5 beschreibe ich den für meine Masterarbeit zentralen Forschungszugang der Intersektionalität.

5.1. Die Jugendlichen als Akteur*innen der Forschung

Die Akteur*innen im untersuchten Feld waren „Jugendliche“. Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive wird Jugend als ein eigenständiger Lebensabschnitt verstanden, in welchem sich der Prozess der Integration in die wesentlichen gesellschaftlichen Rollen und Aufgaben vollzieht (siehe unter anderem Hoffmann / Mansel 2010: 164). Die sogenannte Jugendphase beginnt und endet individuell und kulturell durchaus unterschiedlich (vgl ebd.: 165 f.). Der Zeitpunkt der Geschlechtsreife, welcher in Expert*innenmeinung den Anfang der Jugend markiert, hat sich in den vergangenen Jahrzehnten nach vorne verlagert, während sich zur gleichen Zeit der Übertritt in das Erwachsensein durch Diskontinuität auszeichnet und sich zu einem länger andauernden Prozess entwickelt hat (vgl. ebd.). In der Suche nach einem Zeitpunkt für das Ende der sogenannten „Adoleszenz“ hat die soziologische Forschung einen gemeinsamen Nenner im vollständigen Erwerb eines autonomen Handlungsstatus auf unterschiedlichen Handlungsebenen wie im

schulisch-beruflichen Bereich, im partnerschaftlich-familiären sowie im kulturell-konsumorientierte Bereich gefunden (vgl. ebd.).

Wehmeyer konstatiert, dass die Lebensphase der Jugend in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung für die menschliche Biographie gewonnen hat (vgl. Wehmeyer 2013: 25 ff.). In dieser Phase sollen Jugendliche sich möglichst ohne soziale Vorgaben und Einschränkungen entfalten können, sie sollen den Raum für das Sammeln von Erfahrungen bekommen, um zu selbstständigen Mitgliedern der Gesellschaft heranreifen zu können (vgl. ebd.). Wehmeyer betont, dass parallel zur aktuell stattfindenden Ausdehnung des Bildungssystems eine zunehmende Bedeutung der Konsum- und Freizeitwelt in der Adoleszenz festzustellen ist (vgl. ebd.). Diese Gegenwelt zu Schule und Ausbildung bietet Jugendlichen zusätzliche Möglichkeiten in ihrer Rollen- und Identitätsfindung (vgl. ebd.).

Der Soziologe Karl Lenz weist auf eine grundlegende Problematik im Zusammenhang mit dem Terminus „Jugend“ hin (vgl. Lenz 1988: 90). Der Begriff verweise auf eine homogene Gruppe, also auf die Gesamtheit aller Jugendlichen einer Gesellschaft (vgl. ebd.). Vor dem Hintergrund der Ausdifferenzierung der Jugendphase plädierte Lenz bereits 1988 dafür, hinsichtlich der sehr unterschiedlichen Lebenslagen und Lebensstile Jugend grundsätzlich im Plural zu denken (vgl. ebd.). Hoffmann und Mansel kritisieren in diesem Sinn, dass in unterschiedlichen Forschungen die Gruppe „Jugendliche“ oft als diffuse Gruppe mit *„variablem und indifferentem Kollektivbewusstsein“* (Hoffmann / Mansel 2010: 165) gesehen wird, da „jugendlich sein“ eine Außenzuschreibung darstellt (vgl. ebd.). Daher war es für meine Forschung wichtig, die Jugendlichen nicht als homogene Gruppe wahrzunehmen. Eine Problematik stellt das Alter dar. Wie bereits beschrieben dehnt sich das ursprünglich in der Sozialpädagogik als Jugendphase verstandene Alter von 14-18 Jahren aktuell in beide Richtungen aus (vgl. Böhnisch 2018 [1997]: 268 f.). Junge Menschen im Alter von 11 oder 12 Jahren zeigen bereits vermehrt jugendtypische Verhaltensweisen, während sich gleichzeitig die Phase der Jugend über 18 Jahre hinaus erweitert (vgl. ebd.). Durch eine Verlängerung von (Aus-)Bildungen und eine zunehmende Komplexität der Lebensphasen zeichnet sich hier eine sich ausdehnende Übergangsphase ab (vgl. ebd.: 138 f.). Meine Erfahrung als Streetworkerin bringt es mit sich, dass ich die Altersgruppe der 14 bis zu 20-Jährigen im öffentlichen Raum als sehr präsent erlebe. Die betroffenen Jugendlichen

sind außerdem in ihren Entwicklungs- und Lernprozessen stark auf den öffentlichen Raum angewiesen (vgl. Böhnisch 2018 [1997]: 127 f.). Aus forschungsethischen Gründen habe ich jedoch nur Jugendliche ab 16 Jahren interviewt. Grund dafür ist, dass mit diesem Alter den Interviewpartner*innen in jedem Fall zuzutrauen ist, dass sie nach einer Aufklärung über die Verwendung des Datenmaterials nachvollziehen können, was mit den Interviewdaten geschieht und wie diese verarbeitet werden. Bei der Beobachtung habe ich Jugendliche ab ca. 14 bis ca. 20 Jahren als Akteur*innengruppe festgelegt. Diese überlappen sich, da die teilnehmende Beobachtung im Streetwork-Setting durchgeführt wurde, mit der Zielgruppe von Streetwork Liesing. Die betreffenden Jugendlichen sind regelmäßig im öffentlichen Raum des Bezirks anzutreffen und verbringen einen Teil ihrer Freizeit dort. Daher kann davon ausgegangen werden, dass diese jungen Menschen über eine gewisse Expertise und Alltagserfahrung verfügen, welche sie in den Räumen gemacht haben. Daher sind sie als Akteur*innen für die Forschung besonders geeignet.

5.2. Der Öffentliche Raum in Wien

In diesem Teil der Arbeit stelle ich dar, was ich in meiner Masterarbeit unter „öffentlichem Raum“ verstehe und welche Besonderheiten ihn auszeichnen. Anschließend charakterisiere ich die Rolle, die er für Jugendliche spielt und beschreibe das Forschungsgebiet Liesing.

5.2.1. Definitionsversuch

Im „Fachkonzept öffentlicher Raum“ der Stadt Wien wird dieser über Eigentum und Zugangsmöglichkeiten definiert und so von nicht öffentlichen Räumen abgegrenzt (vgl. Stadtentwicklung Wien 2018: 13). So sind nach dieser Festlegung öffentliche Räume jene Räume, *„die grundsätzlich für alle jederzeit zugänglich sind und im Wesentlichen im öffentlichen Eigentum sind“* (ebd.). Laut dem von mehreren Expert*innen verfassten und dem Kompetenzzentrum für Soziale Arbeit herausgegebenen „Glossar für Soziale Arbeit im öffentlichen Raum“ zeichnet sich dieser dadurch aus, dass ihn die gesamte Bevölkerung gleichermaßen mitgestalten darf (vgl. Krisch et al 2011: 61 f.). Der Stadtsoziologe Ulfert Herlyn und seine Mitautor*innen messen öffentlichen Räumen eine starke Bedeutung zu, indem sie sie

als den „*Lebensnerv*“ (Herlyn et al. 2003: 15) der urbanen Gesellschaft bezeichnen. Sie betrachten den freien Zugang zum öffentlichen Raum als eine Grundvoraussetzung zur Aufrechterhaltung für die Demokratie (vgl. ebd.).

Die Soziologin Ursula Nissen unterscheidet drei Kategorien: „*die öffentlichen Freiräume*“ (Nissen 1998: 170) wie Parks oder Grünflächen, Straßen etc., „*die öffentlich zugänglichen verhäuslichten Räume*“ (ebd.) wie Bahnhöfe, Einkaufszentren etc. und „*die institutionalisierten öffentliche Räume*“ (ebd.) wie Schulräume, Jugendtreffs, Sportanlagen etc. Eine darüberhinausgehende detailliertere Differenzierung öffentlicher Räume nimmt der Soziologe Herbert Schubert vor. Diese ist im Anhang auf S. I zu finden. Er schließt in seine Typisierung beispielsweise auch „*die virtuelle Stadtöffentlichkeit*“ wie beispielsweise lokale Chatrooms oder Stadtinformationssysteme, „*die lokalen Räume des Wohnumfelds*“ wie zum Beispiel Sitzgruppen oder Grünflächen in unmittelbarer Nähe der Wohnung, „*die mobilen Transiträume*“ wie die öffentlichen Verkehrsmittel, oder auch „*religiöse und ethnische Orte*“ wie Kirchen oder Friedhöfe (Schubert 2000: 60) mit ein. Darüber hinaus erarbeitet Schubert für alle Raumtypen bestimmte Charakteristika, was Hinweise auf die jeweilige Raumdefinition und -qualität gibt (vgl. ebd.). Schubert liefert so eine wichtige Grundlage für die Definition des öffentlichen Raums unter Beachtung dessen Vielfalt.

Orte, welche nicht im öffentlichen Eigentum sind, jedoch öffentlichen Charakter haben, wie etwa die Außenräume des Museumsquartiers, werden oft als halböffentliche Räume bezeichnet (vgl. Nissen 1997: 148). Diese Definition weist auf eine juristische Dimension öffentlicher Räume hin, bei der es mehr um Besitzverhältnisse und weniger um die Nutzung selbst geht (vgl. ebd.). Bei Nissen wird der urbane öffentliche Raum über seine allgemeinen Zugangs- und Nutzungsmöglichkeiten definiert, was für die Nutzer*innen relevanter als der juristische Charakter von Räumen ist (vgl. ebd.). In meiner Arbeit werden daher öffentliche Räume im Sinne von Nissens Ansatz verstanden. Die Unterscheidung zu halböffentlichen Räumen erscheint hier vernachlässigbar.

Räume werden wie bereits in Kapitel 2 beschrieben, unter Rückbezug auf verschiedene kritisch-materialistischen Raumtheoretiker*innen, als Ergebnisse sozialer Prozesse gesehen, weshalb ihnen immer gesellschaftliche Machtverhältnisse und Ungleichheitsordnungen eingeschrieben sind (vgl. Bourdieu

1997 [1993]: 117 ff.; Lefebvre 2009 [1974]: 33 ff.; vgl. Löw 2001: 131; Massey 1993: 120). Die Fachabteilung für Stadtentwicklung und Stadtplanung der Stadt Wien versteht den öffentlichen Raum als einen sozialen Raum mit politischer Bedeutung, der durch gesellschaftliche Machtverhältnisse strukturiert ist (vgl. Stadtentwicklung Wien 2018: 50). Deshalb ist dieser wertvoll für Aushandlungen von Werten, Interessen und Lebensführungen (vgl. Krisch et al. 2011: 61 f.).

Die Fachabteilung für Stadtentwicklung Wien geht davon aus, dass der öffentliche Raum der Stadt eine Vielzahl an Funktionen für die Bevölkerung erfüllt (vgl. Stadtentwicklung Wien 2018: 19 f.). Einige dieser Funktionen sollen nun kurze Erwähnung finden. Eine erste wichtige Eigenschaft ist, dass er *„lebendig und weltoffen“* (ebd.: 18) sein soll. Dabei sind der Fachabteilung für Stadtentwicklung Wien eine hohe Zufriedenheit mit der Wohnumgebung sowie diverse Nutzungsmöglichkeiten des öffentlichen Raums wichtig (vgl. ebd.). Laut dem von der Stadt Wien veröffentlichten Mission Statement *„Soziale Arbeit im öffentlichen Raum“* ist es ein Kennzeichen einer *„dynamischen, städtischen, offenen Gesellschaft“* (Beratungsgruppe Soziale Arbeit im öffentlichen Raum 2011: o.S.), dass der öffentliche Raum allen gleichermaßen zur Mitgestaltung offensteht (vgl. ebd.). Öffentliche Räume sollen zugleich *„sozial gerecht und geschlechtergerecht“* (Stadtentwicklung Wien 2018: 15) sein. Bestimmte Bevölkerungsgruppen sind auf die Nutzung des öffentlichen Raums besonders angewiesen (vgl. Krisch et al. 2011: 61 f.). So sollen Menschen, die nur wenig Handlungsoptionen und -räume zur Verfügung haben, dort Rückzugsorte sowie Räume ohne Konsumpflichten für sich finden (vgl. Stadtentwicklung Wien 2018: 15). Dies betrifft neben Erwachsenen mit Betreuungspflichten oder marginalisierte Gruppen insbesondere auch Kinder und Jugendliche (vgl. ebd.). Besonders diese haben ein Anrecht darauf, in der Aneignung von Plätzen, Parks, Nischen etc. unterstützt zu werden (vgl. Krisch et al. 2011: 61 f.).

Nutzungskonflikte, welche aufgrund unterschiedlicher Interessen in öffentlichen Räumen entstehen, werden von Seiten der Stadt positiv konnotiert und als Chance gesehen, unterschiedliche Anforderungen im Sinne eines *„gleichberechtigten Nebeneinanders“* (Beratungsgruppe Soziale Arbeit im öffentlichen Raum 2011: o.S.) auszuhandeln. Menschen sollen im öffentlichen Raum außerdem Kompetenzen erlernen und weiterentwickeln und Erfahrungen machen können (vgl. Stadtentwicklung Wien 2018: 20). Er soll insbesondere Kindern und Jugendlichen die

Bewältigung zentraler Entwicklungsaufgaben ermöglichen und so „*bildend und aktivierend*“ (ebd.) sowie auch „*partizipativ und identitätsstiftend*“ (ebd.) wirken.

Die Fachabteilung für Stadtentwicklung und Stadtplanung Wien beschreibt unterschiedliche Trends, die öffentliche Räume in Wien aktuell betreffen (vgl. Stadtentwicklung Wien 2018: 15 f.). Sie spricht von vielfältigeren Nutzungen dieser Orte: Diese werden längst nicht mehr lediglich als Transitorte genutzt, sondern als Treffpunkte, zum Feiern von Festen oder für Bewegung und Sport (vgl. ebd.). Demnach steigt die Identifikation mit dem lokalen Umfeld und Formen der Rauman eignung wie beispielsweise Urban Gardening, Picknicken oder die Gestaltung von ehemaligen PKW-Stellplätzen erfreuen sich zunehmender Beliebtheit (vgl. ebd.). Öffentlichen Räumen kommt aus diesem Grund zurzeit eine verstärkte Aufmerksamkeit zu (vgl. ebd.). Dies trifft sowohl zu unterschiedlichen Tageszeiten als auch in der kalten Jahreszeit zu (vgl. ebd.).

Aus diesen Darstellungen geht hervor, dass sich die Stadt Wien entschieden für einen öffentlichen Raum innerhalb der Stadt ausspricht, wobei dieser für alle Bewohner*innen, jedoch insbesondere für jene, welche auf die Nutzung besonders angewiesen sind, Aufenthalts-, oder Rückzugsorte ohne Konsumpflichten darstellen soll (vgl. ebd.). Öffentliche Räume in Städten sind jene Räume, an denen Begegnungen zwischen unterschiedlichen Menschen stattfinden. Sie werden vielfältig genutzt und müssen demnach Aneignungsmöglichkeiten bieten (vgl. ebd.: 16f.). Dies macht sie auch zu Räumen des Diskurses, der Konflikte und der Auseinandersetzung (vgl. ebd.). Aber aufgrund der steigenden Bevölkerungsanzahl in Wien finden in der Stadt aktuell Nachverdichtungen statt (vgl. ebd.). Dies führt zu einer stärkeren Nutzungsdichte von öffentlichen Räumen, wodurch der Druck auf diese merklich erhöht wird (vgl. ebd.).

5.2.2. Zur Bedeutung öffentlicher Räume in der Phase der Jugend

In den Sozialwissenschaften besteht weitgehende Einigkeit darüber, dass öffentliche Räume im Lebensalter der Jugend eine zentrale Bedeutung für ihre Sozialisation- und Identitätsentwicklung einnehmen (vgl. Deinet 2009: 17 ff.; Herlyn et al. 2003: 28 ff.; vgl. Löw 2001: 131 f.; Muri / Friedrich 2009: 50 ff.; Wehmeyer 2013: 225 ff.). Aus Sicht der Jugendlichen werden Aktivitäten im öffentlichen Raum oft im Kontext von

Selbstständigkeit und persönlicher Freiheit gesehen, stellt Wehmeyer in ihrer Studie „Aneignung von Sozial-Raum in Kleinstädten“ fest (vgl. Wehmeyer 2013: 225 ff.).

Öffentliche Räume bieten Jugendlichen Möglichkeiten, die private Räume ihnen nicht bieten können (siehe unter anderem Wehmeyer 2013: 225 ff.). Eine Besonderheit liegt in ihrer Abgrenzung zu institutionalisierten Räumen wie die Schule einer ist. Im Unterschied dazu können Jugendliche in öffentlichen Räumen selbstständig agieren, ohne dass feste Strukturen vorhanden sind (vgl. ebd.). Junge Menschen können Handlungskompetenzen erweitern und dort Verantwortung übernehmen, ohne Regelungen von Eltern oder Betreuungspersonen auferlegt zu bekommen (vgl. ebd.). Sie können unterschiedlichste gesellschaftliche Rollen erproben, Reaktionen auf ihr Auftreten durch andere Menschen außerhalb der Familie erleben und daraus lernen (vgl. ebd.). In öffentlichen Räumen können junge Menschen eigene persönliche Grenzen austesten, eigene Strukturen und Regeln für Orte aufstellen und Räume kreativ nach ihren Vorstellungen deuten, gestalten und aneignen (vgl. ebd.).

Öffentliche Räume weisen dabei die Besonderheit auf, dass sie aufgrund der stärkeren Besucher*innenfrequenz als eine Art Bühne fungieren und sind somit als Orte der Selbstdarstellung interessante Aneignungsräume (siehe unter anderem Löw 2001: 131 f.). Durch diese Bandbreite an Funktionen erhalten Räume ihre Bedeutung und werden über Werte, Erinnerungen oder Normen strukturiert (siehe unter anderem Kemper / Reutlinger 2015: 30 ff.). Raumbedeutungen entstehen hierbei – wie in Kapitel 3 bereits dargestellt – in der „*Person-Umwelt-Beziehung*“ (ebd.) und Raumaneignung lässt sich so als kommunikativer Prozess verorten.

Jugendliche nutzen bereitgestellte Stadträume oftmals nicht in deren geplantem Zweck, sondern deuten diese in ihrer Aneignung auch dysfunktional um oder gestalten sie kreativ eigenmächtig neu (siehe unter anderem Muri / Friedrich 2009: 135 f.). Essentiell ist für Muri und Friedrich dabei, ob eine Identifikation mit Räumen stattfindet und Jugendliche so Territorialität entwickeln (vgl. ebd.). In diesem eigenen Sozialraumverhalten, in welchem Spiegelungen des Verhaltens erprobt werden, kann es aber auch zu Konflikten und Missverständnissen zwischen jungen Menschen und Erwachsenen kommen (vgl. ebd.: 149).

Und – wie Muri und Friedrich betonen – werden junge Menschen immer mehr mit der Tendenz konfrontiert, dass Räume zunehmend eindimensionale Funktionen haben,

was die Möglichkeiten für Jugendliche, sich ihre räumliche Umgebung anzueignen und nach ihren Bedürfnissen zu deuten, stark einschränkt (vgl. ebd.: 135). Dennoch zeigen deren Forschungsergebnisse, dass junge Menschen nichtsdestotrotz immer wieder neue Aneignungsmöglichkeiten finden (vgl. ebd.: 154 f.).

Entwicklungsbedingt lassen sich laut Muri und Friedrich unterschiedliche Formen der Raumaneignung beobachten (vgl. Muri / Friedrich 2009: 50 ff.): Aneignung meint in der Phase der frühen Kindheit primär, „affektive Beziehungen zu Personen aus dem Umfeld mit dem Ziel der Selbstbestätigung“ (ebd.) zu entwickeln. In der mittleren Kindheit rücken Dinge und Räume der Umgebung zunehmend in den Fokus (vgl. ebd.). Das eigene Handeln, bestimmte Erfahrungen und Wahrnehmungen stehen im Zentrum des Erkundens (vgl. ebd.). In der Übergangsphase zur Adoleszenz gewinnen soziale Bezüge an Bedeutung, womit das Bedürfnis nach von Erwachsenen unabhängigen sozialen Kontakten steigt (vgl. ebd.). Herlyn et al. verzeichnen bei jüngeren Jugendlichen eher Aktivitäten des Spiels und Sports (vgl. Herlyn et al. 2003: 226 f.). Mit ansteigendem Alter werden ruhebetonte und erkundungsbetonte Handlungen sowie Essen und Trinken tendenziell beliebter (vgl. ebd.).

5.2.3. Das Untersuchungsgebiet Wien Liesing

Als Untersuchungsgebiet für meine Masterarbeit habe ich den 23. Wiener Gemeindebezirk Wien Liesing gewählt. Dort fanden bisher keine ähnlichen Forschungen zu dem Thema statt. Die Entscheidung für das Gebiet fiel auch aufgrund meines bereits in 4.2 erläuterten vorhandenen Feldzugangs.

Der jüngste Bezirk Wiens umfasst eine Fläche von 3.206,8 Hektar und ist somit flächenmäßig der fünftgrößte Bezirk der Bundeshauptstadt (vgl. Taxacher / Lebhart 2016: 94 f.). 31% des Bezirks stellen Grünflächen dar, davon sind 529 Hektar Waldfläche, 188 Hektar landwirtschaftlich genutzte Fläche und 151 Hektar Wiesen (vgl. ebd.). 53% des Bezirks nehmen Bauflächen ein (vgl. ebd.). Mit 106.281 Menschen stellt Liesing den viert-bevölkerungsreichsten Bezirk Wiens dar. 19.391 fallen in die Altersgruppe der unter 19-Jährigen. Bis zum Jahr 2034 wird im Vergleich zu 2015 ein Bevölkerungswachstum von rund 19% prognostiziert (vgl. ebd.). Die Wohnanlagen des Wohnparks Alt-Erlaa, die nach den Plänen des Architekten Harry Glück angelegt wurden, sind bereits aus der Ferne sichtbar und prägend für das

Bezirksbild (vgl. ebd.). Sie stellen mit rund 10.000 Bewohner*innen eine der größten Wohnanlagen Österreichs dar und sind wie eine Stadt in der Stadt angelegt (vgl. ebd.).

Das Forschungsgebiet – die öffentlichen Räume des Bezirks – umfasst unterschiedliche kommerzielle und nicht kommerzielle öffentliche Räume: Als besonders relevanter Ort sticht in dieser Forschung das Gebiet rund um die U-Bahnstation Alterlaa mit dem Einkaufszentrum Kaufpark hervor (vgl. Beobachtung 1: Z 1-7). Der Bahnhof Wien Liesing, welcher einen Umstiegsknotenpunkt samt Vorplatz und auch (Fastfood-)Lokale sowie andere Konsummöglichkeiten beherbergt (vgl. Beobachtung 4: Z 1-9), sowie diverse öffentliche Flächen in Wohnsiedlungen, wie die in der Pfarrgasse Inzersdorf oder unterschiedliche Parks und Jugendtreffs des Bezirks (vgl. Beobachtung 2: Z 1-9; Beobachtung 3: Z 1-7) werden ebenso in den Interviews genannt.

5.3. Aktuelle Tendenzen im urbanen öffentlichen Raum in Wien

Der folgende Abschnitt widmet sich ausgewählten Tendenzen, welche in verschiedenen urbanen Räumen – wie auch in Wien – zu verzeichnen sind. Diese bilden Kontexte meiner Forschung, welche für die Ergebnisanalyse relevant sind.

5.3.1. Mitbestimmungsmöglichkeiten für Jugendliche in öffentlichen Räumen

Bei Lektüre der Publikationen der Fachabteilung für Stadtentwicklung und Stadtplanung der Stadt Wien, entsteht der Eindruck, dass im Zusammenhang mit öffentlichen Räumen Partizipation aktuell im Zentrum des Interesses steht (vgl. Stadtentwicklung Wien 2007: 7; 2012: 8 ff; 2018: 70). So heißt es im Werkstattbericht „Draußen in der Stadt – Öffentliche Räume in Wien“: *„Bei allen Maßnahmen ist es der Stadt Wien ein Anliegen, bei der Gestaltung des öffentlichen Raums die Bevölkerung so intensiv wie möglich einzubeziehen“* (Stadtentwicklung Wien 2007: 7).

Im „Fachkonzept öffentlicher Raum“ wird das Ziel formuliert, künftig mehr Partizipationsprozesse bei der Neu- und Umgestaltung in öffentlichen Räumen

durchzuführen (vgl. Stadtentwicklung Wien 2018: 70). Als Handlungsorientierung dient das „Praxisbuch Partizipation“, in welchem Ziele und Vorgangsweisen von Partizipationsprozessen beschrieben werden (vgl. Stadtentwicklung Wien 2012: 8 ff.). Auch in verschiedenen Projekten, welche von der Stadt Wien initiiert oder unterstützt werden, hat Partizipation Konjunktur: Im Rahmen des 2019 durchgeführten Projektes „Werkstadt junges Wien“ der MA 13 – Fachabteilung für Bildung und Jugend der Stadt Wien – wurden Workshops in Wiener Schulen, Kindergärten, Horten, Jugendzentren etc. abgehalten, in welchen Kinder und Jugendliche zu ihren Wünschen für die Stadt befragt wurden und Ideen einbringen konnten (vgl. Fachabteilung Bildung und Jugend 2019: o.S.). Laut Fachabteilung für Bildung und Jugend sollen die Ergebnisse die Grundlage für die Kinder- und Jugendstrategie der Stadt Wien bilden, welche im Frühjahr 2020 ausgearbeitet wurde (vgl. ebd.). Im 23. Wiener Gemeindebezirk gibt es außerdem bereits seit 2003 das Schüler*innenparlament „Word Up!23“ (vgl. Word Up!23 2019: o.S.). In diesem können Schüler*innen in einem demokratischen Beteiligungsprozess Ideen zur Umgestaltung und Ausstattung in Parks einbringen und sich dann darauf einigen, was mit dem vom Bezirk zur Verfügung gestellten Geld umgesetzt wird (vgl. ebd.).

In den Sozialwissenschaften besteht weitgehend Einigkeit darüber, dass Partizipation von jungen Menschen zu einer gesellschaftlich breit etablierten Forderung geworden ist, wobei sich dahinter sehr unterschiedlich ausgeformte Praktiken verbergen, die den normativen Ansprüchen von Mitbestimmung nicht immer entsprechen (siehe unter anderem Rieker et al. 2016a: 8 f.). Diese Wissenschaftler*innen weisen viel mehr auf die im Rahmen der inflationären Beliebtheit des Begriffs mittlerweile immer unschärfer werdenden Begriffsbedeutung hin (vgl. ebd.). Partizipation wird oft nicht mehr als ein Mitentscheiden und ein tatsächliches eingebunden Sein in Entscheidungsprozesse – was die ursprüngliche Wortbedeutung darstellt – verwendet, sondern inzwischen geht es im Zusammenhang mit Partizipation häufig um Beteiligung im Sinne von Mitmachen bzw. oft um die *„Förderung von Demokratie, Transparenz, Gerechtigkeit, Emanzipation und Integration“* (Rieker et al. 2016b: 3). Im Projekt „Werkstadt junges Wien“ beispielsweise konnten Jugendliche bei von der Fachabteilung für Bildung und Jugend zur Verfügung gestellten Workshops mitmachen und Ideen einbringen, wurden aber nicht in den Entscheidungsprozess, was mit den Ideen weiter geschieht, eingebunden (vgl. Fachabteilung Bildung und Jugend 2019: o.S.). Der Begriff der

Partizipation ist also durchaus zu hinterfragen und Projekte, welche als „Beteiligungsprojekte“ ausgewiesen werden, müssen aufgeschlüsselt und kritisch auf ihre tatsächlichen Mitentscheidungsmöglichkeiten analysiert werden.

Auch die Geographinnen Marit Rosol und Iris Dzudzek machen in diesem Kontext darauf aufmerksam, dass es mittlerweile viele Projekte gibt, die rein symbolische Partizipation darstellen und lediglich den Zweck verfolgen, bereits abgeschlossene Projekte zu legitimieren, oder von Seiten der Politik vereinbarte Partizipationsverfahren zu erfüllen und damit kritische Stimmen einzudämmen (vgl. Rosol / Dzudzek 2018: 329).

5.3.2. Räumliche Sicherheits- und Kontrollstrategien in Städten

Aktuelle Analysen aus der Politikwissenschaft, der kritischen Stadtforschung, der Soziologie und den Sozialarbeitswissenschaften beschreiben im Zuge einer Neoliberalisierung aller gesellschaftlichen Bereiche auch sichtbare Merkmale dessen im urbanen Raum. Beispielsweise sind Stadtpolitiker*innen bemüht, mittels Groß-Events Investitionsströme in die Stadt zu bekommen. Privatisierungsprozesse, welche auch den öffentlichen Sektor betreffen, sind im Gange, Segregationsprozesse bringen soziale und materielle Ungleichheiten hervor und manifestieren diese sozialräumlich (siehe unter anderem Mayer 2013: 156 f.).

Im Zuge dessen erkennen verschiedene Sozialwissenschaftler*innen im europäischen Raum seit den späten 1990er Jahren auch eine intensive Debatte um Sicherheit und Kriminalität in Städten unter dem Stichwort der sogenannten Sicherheits- und Ordnungspolitik (siehe Eick et al. 2018: 10 ff.). Dabei wurden juristische Normen neu implementiert, wie es in Wien beispielsweise anhand des Wiener Prostitutionsgesetzes 2004 und des Wiener Landes-Sicherheitsgesetzes 2004 geschah. Durch diese Gesetze wurden Verbotszonen der Sexarbeit ausgeweitet bzw. das Erlassen der ersten bundespolizeiliche Schutzzone möglich, um präventive Zugriffe auf suchtkranke Menschen am Wiener Karlsplatz – damaliger Treffpunkt einer offenen Straßendrogenszene – durchführen zu können (siehe dazu Diebäcker 2014: 126 ff.).

Neue Tendenzen und die Konjunktur der kommunalen Sicherheitspolitiken werden von verschiedenen Vertreter*innen aus den Sozialwissenschaften (siehe Heeg /

Rosol 2007: 492 ff.; Eick et al. 2007: 9 ff.) als Ausdruck einer neoliberalen Stadtpolitik und Regierungsweise rezipiert. Seit dem Erstarken der Debatte über städtische Sicherheitspolitik im Neoliberalismus, hat sich laut Diebäcker die Annahme durchgesetzt, dass sicherheitspolitischen Problemen mit einer kollektiven Verantwortungsübernahme begegnet werden soll (vgl. Diebäcker 2014: 59 ff.). Diese Tendenz findet ihren Ausdruck darin, dass staatliche Ordnungs- und Kontrollbefugnisse zunehmend an einen Mix aus staatlich-privaten Akteur*innen mit teilweise unklaren rechtlichen Zuständigkeiten wie etwa private, von Geschäftsleuten beauftragte Sicherheitsdienste, abgegeben werden (siehe hierzu Diebäcker 2014.: 53 ff.). Das Feld der inneren Sicherheit wird also vergrößert, wobei der Sektor der sozialen Sicherheit dabei ausgeklammert wird (vgl. ebd.). Manche Autor*innen verlangen, dass diese kollektive Verantwortungsübernahme zivilgesellschaftliche Akteur*innen stärker einbeziehen soll (siehe hierzu zum Beispiel Lange / Frevel 2008: 132 f.).

Maßnahmen in diesem Bereich schließen dementsprechend situative Kriminalprävention mittels Verringerung von Tatmöglichkeiten durch architektonische Maßnahmen, gemeinwesenbezogene Kriminalprävention wie die Stärkung von Nachbarschaftsstrukturen oder Sicherheitskooperationen mit ein (vgl. ebd.). Ähnliche Tendenzen sind auch in Wien zu finden. So trat 2017 in allen Bezirken die Initiative „Gemeinsam.Sicher“ in Kraft. Es handelt sich dabei um einen Community-Policing Ansatz und meint polizeiliche Aktivitäten, die an subjektiven Sicherheitsgefühlen und Ordnungspolitiken ansetzen (vgl. ebd.). Derartige Community-Policing Ansätze sind in den 1980er Jahren im englischsprachigen Raum entstanden und stellen eine gemeinwesenorientierte Strategie dar, in welchen Nachbarschaften zum Ausbau der informellen sozialen Kontrolle (re-)aktiviert werden (vgl. ebd.). Diese Maßnahmen wirken sich aber sehr negativ aus – für Jugendliche aber auch für einzelne andere Gruppen.

Unterschiedliche Maßnahmen wie das 2010 erlassene generelle Bettelverbot in Wien, welches auch das sich Widersetzen bzw. das Nichtbefolgen einer polizeilichen Wegweisung aus dem öffentlichen Raum als Verwaltungsübertretung unter Strafe stellt, sowie das 2011 novellierte Wiener Prostitutionsgesetz, welches die Sexarbeit auf der Straße außerhalb weniger erlaubter Zonen verbietet, ermöglichen es, unerwünschte Gruppen aus dem öffentlichen Raum zu verdrängen (siehe hierzu

Diebäcker 2014: 126 ff.). Verschiedene Sozialwissenschaftler*innen argumentieren, dass diese Verdrängung marginalisierter Gruppen aus der Logik heraus geschieht, dass die Sichtbarkeit dieser Gruppen nicht in die neoliberale Stadt und in deren Bild von „hochwertigen Konsumplätzen“ passt (siehe dazu Belina 2013: 35 f.).

Auch die zunehmende Videoüberwachung urbaner öffentlicher Räume stellt eine sicherheits- und ordnungspolitische Maßnahme dar und wird von manchen Autor*innen als eine staatliche Methode, unerwünschte Gruppen aus bestimmten Räumen fernzuhalten, gesehen (siehe unter anderem Töpfer 2007: 196 f.). Für Belina stellt dies einen machtvollen Eingriff der Staatsgewalt in das Alltagsleben der kontrollierten Bevölkerung dar und verfolgt dabei unterschiedliche präventive und repressive Interessen (vgl. Belina 2006: 213 f.). Einerseits soll möglichst sichtbare Videoüberwachung potentielle Täter*innen abschrecken und sie von Normverstößen abhalten, andererseits wird vorrangig verdeckte Videoüberwachung zur Strafverfolgung eingesetzt, um Delikte im Nachhinein aufzuklären (vgl. ebd.).

In den letzten Jahrzehnten haben sich Technologien der Überwachung stark weiterentwickelt. Der Kommunikationswissenschaftler Torin Monahan weist darauf hin, dass im Kontext der Videoüberwachung allerdings nicht die Technologie an sich, sondern deren Einsatz, Organisation und Institutionalisierung entscheidend sind (vgl. Monahan 2006: 9 ff.). Diese sind Ausdruck von Macht- und Herrschaftsverhältnissen (vgl. ebd.). Der Philosoph, Historiker, Soziologe und Psychologe Michel Foucault beschreibt in seinem breit rezipierten Werk „Überwachen und Strafen“ (1977 [1975]) die Besonderheit des von Jeremy Bentham entwickelten Modellgefängnisses, das auf dem Konzept des Panopticums basiert: Für Foucault liegt im dort architektonisch umgesetzten Prinzip – die Inhaftierten wissen, dass sie immer unter Beobachtung stehen können, jedoch nie, wann sie tatsächlich beobachtet werden – die machtvolle Kraft der modernen Überwachung, die auch bei der Videoüberwachung urbaner Räume zur Geltung kommt (vgl. Foucault 1977 [1975]: 256 ff.).

Videoüberwachungen im urbanen Raum werden primär von staatlichen und kommerziellen Akteur*innen durchgeführt, konstatiert Volker Eick (vgl. Eick 2018: 261). Diese findet insbesondere in zentralen Flächen und Einrichtungen wie Bahnhöfen und Shopping-Zentren statt (vgl. ebd.). In Wien wurden ab 2007 im sozialen Wohnbau vermehrt Videoüberwachungen eingeführt (siehe dazu Diebäcker 2014: 126 ff.). In Österreich gibt es im Kontrast zu anderen europäischen Ländern

keine flächendeckende polizeiliche Videoüberwachung öffentlicher Räume. Die Exekutive greift hier bei Bedarf auf Aufzeichnungen von Verkehrsunternehmen, verschiedenen Betrieben oder Geschäften zurück.

5.3.3. Zur Debatte um Migration in Zusammenhang mit Städten

Gängige Diskurse in den Sozialwissenschaften stellen Migration oftmals als Ausnahmeerscheinung dar, welche Städte vor besondere Herausforderungen stellen. Jedoch sehen einige Sozialwissenschaftler*innen diese Perspektive sehr kritisch. Diese betonen vielmehr, dass Migration bereits solange Städte existieren stattgefunden hat und außerdem große Wichtigkeit für diese hat, ohne die Städte und Stadtentwicklung aktuell und auch historisch nicht vorstellbar wären (siehe unter anderem Yildiz 2013: 10).

Migration und wie die sogenannte Mehrheitsgesellschaft mit Migration umgeht, ist untrennbar mit der Entwicklung und der Gestaltung von Städten verbunden. Aktuell herrscht dabei oftmals eine problemzentrierte Perspektive auf Migration und Stadt vor, welcher ein öffentlicher Diskurs zugrunde liegt, der stark von Stigmatisierungen und rassifizierten Zuschreibungen vermeintlicher Migrant*innen geprägt ist. In diesem Kontext ist die Forschung des Historikers Johannes Gold interessant. Er hat Wortmeldungen von Nationalratsabgeordneten sowie mediale Berichterstattung zum Thema Migration in Österreich untersucht (vgl. Gold 2013: 236 f.). Er beobachtete in den letzten Jahren einen Wandel weg vom dominanten Begriff der Grund- und Menschenrechte hin zu einer zunehmend negativen Konnotation von Migration in den Debatten, welche *„vermehrt antimuslimische und xenophobe Parolen“* (ebd.) nutzen. Schlagworte wie eine „hohe Kriminalität“ und „Sicherheit“ dominieren dabei den öffentlichen Diskurs (vgl. ebd.).

In diesem Zusammenhang ist es nicht verwunderlich, dass auch Debatten zu Migration im Zusammenhang mit Städten *„defizitär“* (Gesemann / Roth 2009: 11 ff.) sind. Die Rede ist von *„Problemvierteln“* (ebd.), von *„Parallelgesellschaften“* (ebd.) oder von kulturellen Differenzen, die dem Wunsch nach Integration entgegenstehen (vgl. ebd.). Solchen Analysen liegt eine Perspektive auf Migration zugrunde, welche dem dominanten medialen und öffentlichen Diskurs folgt: Demnach werden Menschen entlang von nationalen und ethnisierten Kategorien eingeteilt und mit vermeintlich kulturellen Eigenschaften und Wertvorstellungen gleichgesetzt (siehe

dazu unter anderem Buckel 2018: 252 f.). Das Phänomen ist allgemein bekannt und wird vor allem in der kritischen Migrationsforschung thematisiert. Dort wird es als „Ethnisierung“ und als „kultureller Rassismus“ kritisiert (vgl. ebd.).

Problematisch an diesem Zuschreibungsprozess ist die Einseitigkeit und Ausschließlichkeit sowie der Ausschluss, da in dieser Argumentation immer „die anderen“ ethnisch oder eben „migrantisch“ sind. Dies stellt einen klassischen „Othering“-Prozess dar. Said kritisiert an solchen Prozessen, dass das „Andere“ als Gegenstück zur „westlichen Welt“ imaginiert und dadurch ein Überlegenheitsgefühl ausgedrückt wird (vgl. Said 1979: 91). Dieser Othering-Prozess ermöglicht eine Imagination eines „westlichen“ Selbstbilds als „modern, zivilisiert und aufgeklärt“ als Gegenstück zu dem exotischen, rückschrittlichen und bedrohlichen „Anderen“ (vgl. ebd.).

In europäischen Debatten rund um Stadt und Migration sind oftmals die Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg im Mittelpunkt. Dabei wird oftmals angenommen, dass die Herausforderung angesichts postkolonialer Migration sowie „Gastarbeiter*innenmigration“ insbesondere für Städte nur schwer zu bewältigen ist. Diese damit einhergehende Veränderung einer kulturellen und „ethnischen“ Zusammensetzung der Bevölkerung habe vielerorts eine erfolgreiche kulturelle und soziale Integration verhindert (siehe dazu Buckel 2018: 253 f.). An dieser Stelle ist jedoch anzumerken, dass verschiedene Sozialwissenschaftler*innen diese Perspektive auf Migration sehr kritisch sehen. Auch die meist im Zuge einer Diskussion rund um gestiegene Arbeitslosigkeit als Problem angeführte soziale Belastung der Aufnahmegesellschaft wird sehr kritisch betrachtet. Denn dabei wird oftmals nicht beachtet, dass der Niedriglohnsektor sowie der informelle Sektor, in welchem zum großen Teil Migrant*innen tätig sind, enorm gewachsen ist (siehe dazu Buckel 2018: 253 f.). Somit könnte man auch schließen, dass es sich dabei nicht um eine „Integrationskrise“ in Städten von Aufnahmegesellschaften handelt, sondern um eine soziale Krise, da eine Prekarisierung der Form, wie Integration geschieht, stattfindet.

Die Transnationalismusforschung zeigte seit den 1990er Jahre, wie Migrant*innen eine Globalisierung von Städten quasi „von unten“ vorangetrieben haben (siehe dazu Pries 2008: 9 ff.). In der Transnationalismusforschung wurde die lineare Bewegung vom Herkunftsland zum Aufnahmeland in Frage gestellt und stattdessen

transnationale soziale Netzwerke von Migrant*innen, welche aus oftmals weitläufigen sozialen Beziehungen zu anderen migrantischen Communities in weit verzweigten Teilen der Welt, als auch zu ihrem Herkunftsland bestehen, beforscht (vgl. ebd.). Da diese aus transnationalen sozialen Räumen entstehenden Netzwerke wiederum in konkreten oftmals urbanen Lebensräumen von Migrant*innen lokalisiert werden, von wo aus sie ihre globalen sozialen Beziehungen pflegen, spielt Migration eine zentrale Rolle in der Produktion urbaner Räume (vgl. ebd.).

In Anlehnung an diese Überlegungen und Perspektiven, sollen in meiner Masterarbeit die Migrant*innen aus einer historischen und gegenwärtigen Perspektive als zentrale Akteur*innen in urbanen Räumen betrachtet und ihre Rolle für die Konstitution von Städten berücksichtigt und anerkannt werden.

5.4. Die Rolle und Positioniertheit als Forschende

Im folgenden Abschnitt 5.4.1 thematisiere ich meine Involviertheit ins Forschungsfeld hinsichtlich der Doppelrolle als Streetworkerin und als Forschende sowie das damit einhergehende Finden einer Balance zwischen Nähe zum Feld und wissenschaftlicher Distanz. Anschließend gehe ich in 5.4.2 näher auf die Repräsentationsmacht in der Wissensproduktion, welche diese Forschung innehat, ein.

5.4.1. Zu meiner Involviertheit ins Forschungsfeld

Das Forschungsinteresse für meine Masterarbeit entstand, wie bereits in der Einleitung beschrieben, aus meiner Tätigkeit als Streetworkerin mit der Zielgruppe Jugendliche und junge Erwachsene. An dieser Stelle habe ich auch meine Involviertheit ins Feld bereits angeschnitten und in 4.2 darauf hingewiesen, dass die teilnehmend Beobachtung im Streetwork-Setting stattfand. Dadurch, dass ich aus meiner beruflichen Rolle als Streetworkerin heraus das Feld beobachtet habe, liegt eine Doppelrolle als Streetworkerin und Forschende vor.

Im Abschnitt 4.2 habe ich bereits Vorteile dieser Konstellation wie ein erleichterter Zugang zum Feld, vertrauensvolle Beziehungen zu den Akteur*innen im Feld aufgrund der regelmäßigen Präsenz in ihrer Lebenswelt sowie ein entsprechendes

Vorwissen und eine Ortskunde beschrieben. Wie Lüders meint, fußen viele ergiebige Ethnographien auf gelebter Teilnahme sowie gut ausgeprägten vertrauensvollen Beziehungen (vgl. Lüders 2019: 392 f.). Dies wird hier also von Lüders als Vorteil anerkannt und als nützlich für die Forschung betrachtet. Aufgrund der Doppelrolle in meiner Forschung ist es ebenso unabdingbar, die subjektive Positioniertheit, die ich im Forschungskontext habe, nicht zu verschleiern oder zu objektivieren, sondern sie im Sinne von Scharathow als Teil der Erkenntnisproduktion anzuerkennen und wertzuschätzen (vgl. Scharathow 2014: 11 f.).

Diese Positioniertheit erörtere ich im folgenden Abschnitt und wie in der Ethnographie üblich, untersuche ich damit einhergehende Herausforderungen und Gefahren und reflektiere sie so gut wie möglich. Lueger weist darauf hin, dass insbesondere bei der Beobachtung alltäglicher Handlungsweisen in vertrauten Kulturen und Umgebungen oftmals blinde Flecken vorhanden sind (vgl. Lueger 2000: 8 f.). Diese müssen erst bewusst gemacht werden, bevor etwas Neues gesehen wird und man zu einem veränderten Wissen über die Besonderheiten der eigenen Gesellschaft kommen kann (vgl. ebd.). Für Lueger bedeutet wissenschaftlich zu beobachten, von Beginn des Forschungsprozesses an möglichst viele Vorurteile und Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen und zu durchbrechen (vgl. ebd.). Hier muss auf die Hermeneutik verwiesen werden, welche davon ausgeht, dass unser Verstehen immer von Vorwissen und Vorannahmen geprägt ist. Luegers Empfehlung folgend habe ich im Zuge meiner Untersuchung vor der praktischen Forschung die eigenen Vorannahmen dokumentiert und daraus Hypothesen gebildet, welche ich während des Prozesses mit Ergebnissen abgeglichen und kritisch hinterfragt habe. Dadurch sollte eine kritische Auseinandersetzung mit dem Vorwissen im Sinne der Hermeneutik ermöglicht werden.

Beer beschreibt in ihrem Buch: „Ethnologie. Einführung und Überblick“, die eigentliche Widersprüchlichkeit von Beobachtung und der Teilnahme am Feld (vgl. Beer 2013: 78 f.): Die Ethnologie steht hier oftmals in einem Widerspruch zwischen beobachtend teilnehmen und teilnehmend beobachten (vgl. ebd.). Die Kunst der Feldforschung besteht aus diesem Grund *„in der eleganten Bewegung zwischen den Polen der Teilnahme und der Beobachtung“* (ebd.: 78). Ich musste also im Forschungsprozess eine Rolle im Feld finden, wobei die Identifikation mit diesem nicht zu stark werden durfte, sodass die wissenschaftliche Arbeit nicht darunter litt.

Diese heikle Balance aus Nähe und Distanz, meine Position im Feld und die Identifikation mit demselben musste ich daher laufend reflektieren. Hammersly und Atkinson sehen es als eine zentrale Kompetenz des*der Forschenden, *„das eigene Vorgehen, die eigenen Erfahrungen und Wahrnehmungen im Feld und die eigenen individuellen, kulturellen, sozialen und existenziellen Voraussetzungen reflexiv durchdringen zu können“* (Hammersly / Atkinson 1983: 15 f.).

Im Zusammenhang mit der Reflexion wurden die dokumentierten Vorannahmen – welche im Sinne der Hermeneutik als Vorwissen gelten – herangezogen, sowie Notizen verfasst, um den Prozess nachvollziehbar zu machen. Für die Forschung war wichtig, dass die berufliche Position als Streetworkerin sich auch durch eine professionelle Distanz zur Lebenswelt der Jugendlichen auszeichnet. Diese wird durch regelmäßige Teambesprechungen und -supervisionen gewährleistet.

Die Reflexion über die eigene Positioniertheit ermöglicht es – wie Kilomba meint – nicht nur den Einfluss des Verhältnisses zwischen Forschenden und Beforschten, sondern auch der eigenen Positioniertheit auf die gewonnenen Erkenntnisse zu berücksichtigen (vgl. Kilomba 2010: 29 f.). Die Naturwissenschaftshistorikerin und Frauenforscherin Donna Haraway spricht in diesem Zusammenhang von Positionierung, einer Situiertheit des Wissens mit der sie die Hoffnung verbindet, *„eine Verantwortlichkeit für die Praktiken, die uns Macht verleihen zu erreichen“* (Haraway 1995: 87). Dabei handelt es sich um eine Grunderkenntnis der Sozialwissenschaften, welche sogar in die Naturwissenschaften Einzug gefunden hat.

Im Forschungsprozess habe ich daher der Auseinandersetzung mit der eigenen gesellschaftlichen Position, eigenen Privilegien sowie mit subjektiv bedeutungsvollen Differenzkategorien im Verhältnis zu den Akteur*innen einen hohen Stellenwert beigemessen (siehe hierzu auch Scharathow 2010: 88 f.). Von den Jugendlichen, die in dieser Arbeit befragt und beobachtet wurden und somit Akteur*innen sind, unterscheide ich mich je nach Person entlang unterschiedlicher Differenzachsen wie Alter, Klasse, ethnischer Hintergrund, Geschlecht etc. Als erwachsene „Mehrheitsösterreicherin“ mit höherem Bildungsabschluss befinde ich mich in einer privilegierten Position. Dazu kommt das Machtverhältnis, das mit meiner persönlichen Einbettung ins Forschungsfeld einhergeht. Aus den genannten Gründen habe ich über den gesamten Forschungsprozess hinweg allgemein meine

Position in gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnissen und spezifischer die Machtverhältnisse zwischen mir und den Akteur*innen insbesondere hinsichtlich der Doppelrolle als Forschende und Streetworkerin reflektiert und im jeweiligen situationsbezogenen Kontext beleuchtet. Zu unterschiedlichen Zeitpunkten während des Prozesses, vor und nach Beobachtungssequenzen oder Interviews habe ich etwa mittels Feldnotizen Gedanken und Eindrücke zu der Art und Weise, wie sich die Gesprächssituationen mit den Akteur*innen hinsichtlich diesem Spannungsfeld gestalteten, festgehalten und diese Thematik auch in Gesprächen mit Arbeitskolleg*innen reflektiert.

5.4.2. Zur Repräsentationsmacht in der Wissensproduktion

Unterschiedliche Theoretiker*innen mit postkolonialen Zugängen wie Anne Broden, María do Mar Castro Varela, Nikita Dhawan, Grada Kilomba, Paul Mecheril und Wiebke Scharathow meinen allerdings, dass das Ansprechen von Differenzen, von Abweichung oder Andersheit auch die Gefahr in sich birgt, Differenzkategorien zu (re-)konstruieren und auch festzuschreiben (vgl. Broden / Mecheril 2007: 18; Kilomba 2010: 27 ff.; Castro Varela / Dhawan 2007: 33 ff.; Scharathow 2014: 93 ff.). Es besteht die Gefahr, „Othering-Prozesse“ entlang von Differenzachsen wie einer vermeintlich österreichischen Mehrheitsgesellschaft und „migrantisch Anderen“ zu verfestigen (vgl. ebd.). Diesen Begriff des „Othering“ hat der postkoloniale Theoretiker Edward Said in seinem Werk „Orientalismus“ geprägt (vgl. Said 1979: 97). Dort kritisierte er, dass „*der Westen*“ (Said 1979: 91) im Zuge der Kolonialisierung und der akademischen Orientalistik ein homogenes und essentialisierendes Bild von „*dem Orient*“ (ebd.) beziehungsweise der „*islamischen Welt*“ (ebd.) konstruierte. Um derartige „Othering-Prozesse“ möglichst zu begrenzen, werden von mir in der Analyse Differenzkategorien lediglich dann thematisiert, wenn Jugendliche sie aus ihrer Perspektive heraus zum Thema machen. Anlehnend an Castro Varela möchte ich in dieser Masterarbeit Phänomene in Zusammenhang mit Differenz so gut wie möglich in ihre jeweiligen historischen und gesellschaftlichen Kontexte eingebettet analysieren, um der Gefahr einer Kulturalisierung und Stereotypisierung entgegenzuwirken (vgl. Varela 2010: 259 ff.).

Als Forschende bin ich durch meine Sozialisation in vielfältige Diskurse beispielsweise zu Migration oder Integration sowie durch rassistische Macht-,

Dominanz- und Unterdrückungsstrukturen involviert (vgl. Scharathow 2014: 92 ff.). Nur durch eine permanente kritische Reflexion dieser eigenen Verstrickung in gesellschaftliche Machtstrukturen in der gesamten Forschungskonzeption und -durchführung können verinnerlichte Selbstverständlichkeiten wie jene hinsichtlich unhinterfragter Zugehörigkeiten und dominanten Positionen sowie Bilder und Bedeutungskonstruktionen über „die Anderen“ – die Akteur*innen der Forschung – hinterfragt werden (vgl. ebd.).

Um die eigene Repräsentationsmacht, die ich durch die Wissensproduktion innehave zu erkennen und verantwortungsvoll mit dieser umzugehen, ist es zielführend, mich mit Forschungen mit postkolonialen Verständnissen der Wissensproduktion zu beschäftigen (vgl. Broden / Mecheril 2007: 18.). Da die Perspektive Jugendlicher auf Raumprozesse im wissenschaftlichen Diskurs und in öffentlichen Debatten deutlich unterrepräsentiert ist, erscheint es äußerst wichtig, diese „sichtbar zu machen“. Allerdings birgt dies auch die Gefahr, dass die in dieser Arbeit eigentlich kritisierten Ungleichheitsverhältnisse dadurch erst recht manifestiert werden (vgl. Broden / Mecheril 2007: 13 ff.). Castro Varela und Dhawan konstatieren ebenso, dass die Grenzziehung zwischen vermeintlicher Mehrheitsgesellschaft und „den Anderen“ durch einen Fokus auf eine bestimmte Gruppe nicht irritiert oder aufgelöst werden kann, was die kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Repräsentationsmacht um so wichtiger macht (vgl. Castro Varela / Dhawan 2007: 30 ff.). Die postkoloniale Theoretikerin Gayatri Spivak bringt in ihren Schriften dieses Dilemma auf den Punkt: Demnach bedeutet die Repräsentation einer Gruppe – wenn für die Gruppe gesprochen wird – gleichzeitig ein Schweigen der Gruppe selbst (vgl. ebd.).

Die Reflexion der Repräsentationsmacht führt auch dazu, dass mögliche negative Auswirkungen der Forschung auf die jugendlichen Forschungsakteur*innen und deren soziale Gruppe zu berücksichtigen sind (vgl. Scharathow 2010: 90). Forschungen, die im Kontext von gesellschaftlichen Dominanz- und Differenzierungsverhältnissen stattfinden, implizieren also die Notwendigkeit, eine kritische und dekonstruktivistische Perspektive auf Differenzkategorien einzunehmen (vgl. ebd.). Hier sei auf den Intersektionalitätsansatz verwiesen, welchen ich im folgenden Abschnitt ausführe. Dieser birgt das Potential einer Sensibilisierung für multiple Differenzverhältnisse (siehe dazu unter anderem Bronner 2010: 255).

Das subjektive Erleben der Akteur*innen ist – wie aus den bisherigen Ausführungen hervorgeht – mit gesellschaftlichen Bedingungen verknüpft, was in Hinblick auf die Zielsetzung meiner Masterarbeit eines gemeinsamen Erweiterns von Handlungsmöglichkeiten zur Verbesserung der individuellen Lebensbedingungen durchaus intervenierende und politisierende Auswirkungen haben kann. Dies kann durch ein Bewusstwerden der Dynamiken und Möglichkeiten der Jugendlichen hinsichtlich ihrer Rauman eignung und den daraus abgeleiteten (Handlungs-)Konsequenzen geschehen. Zusätzlich können sich die veröffentlichten Forschungsergebnisse auf wissenschaftliche und öffentliche Debatten auswirken. Forscher*innen wie Mecheril plädieren in diesem Sinne dafür, dass Forschung mittels kommunikativer Prozesse einen Beitrag leisten kann, um Herrschaft und soziale Benachteiligungen offen zu legen und bewusst zu machen (vgl. Mecheril 1999: 245). Dies kann wiederum unterstützend und empowernd auf die Akteur*innen von Forschungen einwirken. Andere, wie Wiebke Scharathow, vertreten die Ansicht, dass Differenz und Ungleichheit ein Stück weit politische Stellungnahmen darstellen (vgl. Scharathow 2010: 104 f.). Gerade deshalb ist es besonders zentral, dass ich mich als Forschende nicht als objektiv, unpolitisch oder neutral beschreibe, sondern die eigene Involviertheit transparent mache und reflektiere (vgl. ebd.). Daher habe ich auch, um das forschende „Ich“ in dieser Masterarbeit möglichst transparent gegenüber den Leser*innen zu machen und die Person von mir als Forschender nicht zu verschleiern, die Schreibperspektive der „Ich-Form“ gewählt. Motive und Ziele der Forschung muss ich selbstkritisch bearbeiten. Während des Forschungsprozesses habe ich so gut wie möglich laufend evaluiert, inwiefern dieser zur Reproduktion bestehender Ungleichheitsverhältnisse beiträgt und mich mit diesen Anteilen auseinandergesetzt (vgl. ebd.).

5.5. Der Intersektionale Forschungszugang

Neben einem offenen Herangehen hinsichtlich unterschiedlicher Differenzkategorien sowie Macht- und Dominanzverhältnissen, die in gesellschaftlichen Strukturen vorherrschend sind und sich somit auch auf das Raumverhalten Jugendlicher auswirken, ist die intersektionale Perspektive für diese Forschung bestimmend. Diese erhebt den Anspruch, Wechselwirkungen von Ungleichheitsdiskursen, -strukturen und -praktiken in den jeweiligen sozialen und gesellschaftlichen

Kontexten zu thematisieren und bildet eine passende theoretischen Rahmung für meine Masterarbeit (vgl. Degele / Winkler 2009: 14).

In den verschiedenen Sozialwissenschaften wird die Bedeutung der Intersektionalität besonders hervorgehoben. Die Soziologin und Politologin Leslie McCall beschreibt Intersektionalität als *„politisches und analytisches Plädoyer für eine Komplexitätssteigerung bei der Untersuchung sozialer Ungleichheiten und Diskriminierungen“* (McCall 2005: 1771). Kategorien wie „Klasse“, „Geschlecht“, oder „vermeintliche Herkunft“ dürfen dennoch – so zum Beispiel die Pädagogin Katharina Walgenbach – nicht als *„isoliert voneinander konzeptualisiert“* (Walgenbach 2011: 113), sondern sollen in ihren *„Überkreuzungen“* und *„Verwobenheiten“* (ebd.) analysiert werden, indem die Wechselwirkungen bzw. das gleichzeitige Zusammenwirken dieser Kategorien hervorgehoben werden (vgl. ebd.). In einem intersektionalen Zugang werden eine oder mehrere ungleichheitsgenerierende *„Master-Kategorien“* (ebd.) wie etwa „Geschlecht“ oder „Klasse“, die strukturell gleich wirken und losgelöst aus historischen, geopolitischen oder sozioökonomischen Kontexten sind, abgelehnt. Die feministische Theoretikerin Patricia Hill Collins konkretisiert dies folgendermaßen: *„Intersectional paradigms remind us, that oppression cannot be reduced to one fundamental type, and that oppressions work together in producing injustice“* (Hill Collins 2000: 18).

Die Soziologin Gabriele Winkler beschreibt ein zentrales Anliegen intersektionaler Forschung darin, dass dem Forschungsfeld nicht im Vorfeld bereits Diskriminierungen und strukturelle Unterdrückungsstrukturen unterstellt werden, sondern dass die Akteur*innen der Forschung mit ihren *„Konstruktionen und Bedeutungszuweisungen, ihren normativen Stellungnahmen, ihren Einschätzungen von Gesetzen und Institutionen“* (Winkler 2012: 22) angehört und ernst genommen werden müssen (vgl. ebd.).

Im Sinne der Intersektionalität soll also ein möglichst offenes qualitatives Vorgehen hinsichtlich der Schwerpunktsetzung erfolgen. Dies bedeutet, dass die Gesprächspartner*innen im Feld die Auswahl der gesellschaftlichen und sozialen Differenzkategorien durch ihre Erzählungen und Handlungen (mit-)bestimmen (siehe hierzu auch Kubisch 2012: 102). Auch Kategorien, von denen im Vorhinein eine zentrale Wirkung vermutet wird, können von den Befragten als wenig oder nicht bedeutungsvoll eingestuft werden. Methodisch bedeutet das eine *„Verbindung*

induktiver und deduktiver Verfahren“ (Degele / Winkler 2011: 79) bzw. eine „Kombination von überraschungsoffener und theoriegeleiteter Forschung“ (ebd.).

Manche Merkmale wurden demnach in meiner Forschung bereits im Vorfeld angenommen und theoriegeleitet begründet, andere wurden im Laufe der Forschung ergänzt. Dass diese Offenheit als gleichzeitige Stärke wie Einschränkung betrachtet werden kann, ist klar (siehe hierzu Bronner 2010: 264 f.). Denn ein sich so tief auf die Komplexität eines sozialen Feldes und sozialer Lebensrealitäten Einlassen heißt auch, sich einzugestehen, dass eine vermeintliche empirische Realität nie komplett erfassbar, verstehbar oder eben erklärbar sein wird (vgl. ebd.). Ziel meiner Forschung ist es in diesem Sinn, mögliche empirische Lücken, wie es eine Nicht-Thematisierung von gesellschaftlich normalisierten oder auch nicht angebrachten Meinungen ist, mithilfe von theoretischem Kontextwissen – sowie durch die sich ergänzenden Methoden der Interviews und der teilnehmenden Beobachtung – zu erkennen und zu thematisieren. Dadurch sollen eine breitere Perspektive und ein ganzheitlicheres Bild zu Raumwahrnehmungen und Raumaneignungsmöglichkeiten von Jugendlichen entstehen (vgl. Bronner 2010: 265).

Der intersektionale Forschungszugang war für meine Forschung aufgrund der Motivation, gesellschaftlich geprägte Ungleichheitsverhältnisse auf räumlicher Ebene zu thematisieren zentral. Daher wurde bewusst eine macht- und herrschaftskritische Perspektive eingenommen. Die handelnden Akteur*innen waren hierbei junge Menschen, denen im öffentlichen Raum aufgrund unterschiedlicher möglicher Merkmale wie ihr Alter, ihre Sprache oder ihr Geschlecht Unerwünschtheit signalisiert wird oder die Ausschlüsse erfahren. Eine intersektionale Herangehensweise ermöglichte mir eine ganzheitliche Analyse, in der ein Blick auf die multiple Zugehörigkeiten der Jugendlichen im Forschungsfeld in ungleichheitsgenerierenden Gesellschaftsstrukturen eröffnet wurde, um diese in ihren Intersektionen zu verstehen (vgl. ebd.).

6. Konkrete Wahrnehmungen, Identifikationen und Aneignungen des öffentlichen Raums

In den nun folgenden Kapiteln 6, 7 und 8 stelle ich die unterschiedlichen Prozesse der Raumwahrnehmung, der Raumidentifikation und der Raumaneignung, wie sie sich aus den Interviews und der teilnehmenden Beobachtung entnehmen lassen, dar.

Am Beginn der Forschung stellte ich – da ich möglichst offen ins Forschungsfeld gehen wollte – die Frage, inwiefern Jugendliche eine eigene Wahrnehmung von ihrer Umwelt haben. Wahrnehmungen sind allerdings wie bereits geschildert (siehe 3.1) in der Soziologie und Psychologie komplexe subjektive und individuelle Konstruktionsprozesse. Daher ist es sehr schwierig, eine „eigene“ Wahrnehmung einer bestimmten Gruppe nachzuweisen. Im Sinne der offenen qualitativen Erhebung wollte ich daher in dieser Forschung herausfinden, welche konkreten Raumwahrnehmungen ihrer Umwelt und Assoziationen mit derselben die Jugendlichen im Untersuchungsfeld äußern. Diese werde ich nun an verschiedenen Stellen in den folgenden Kapiteln aufgreifen. Dabei wurde deutlich, dass die Wahrnehmung von Räumen auch über deren Nutzungen und Aneignungen eruiert werden kann.

Das nun folgende Kapitel befasst sich mit den eben genannten verschiedenen Raumprozessen anhand von konkreten Beispielen und Phänomenen, welche sich in der Forschung aus der Perspektive der Jugendlichen als relevant herausgestellt haben. Anschließend unternehme ich den Versuch, diese Prozesse in ihren Zusammenhängen und Interferenzen zu erfassen.

In 6.1 widme ich mich der Wahrnehmungen Jugendlicher des öffentlichen Raums im Zusammenhang mit dem kognitiven Kartieren. In den Sozialwissenschaften besteht weitgehend Einigkeit über die sozialen Qualitäten, die öffentliche Räume insbesondere für Jugendliche haben (siehe unter anderem Kemper / Reutlinger 2015: 13 f.). Diese Dominanz der kommunikativen und interaktiven Dimension wurde

auch in meiner Forschung deutlich und soll in den Abschnitten 6.2 bis 6.5 dargestellt und in ihren verschiedenen Aspekten ausdifferenziert werden. Damit beziehe ich mich auch auf Prozesse der Sozialisations- und Identitätsentwicklung (6.3) und der Raumidentifikation (6.4) und diskutiere sie näher. Anschließend beleuchte ich Raumaneignungen als Repräsentation und Selbstdarstellung (6.5), „hängen“ und „flanieren“ als Aneignungsformen (6.6) sowie sportliche und kreative Aneignungen näher (6.7).

6.1. Eine fragmentierte Stadt – Zur Raumwahrnehmung Jugendlicher

In der teilnehmenden Beobachtung wie auch in den Interviews hat sich gezeigt, dass Jugendliche die Bezeichnungen „Alterlaa“ oder „Liesing“, welche eigentlich Namen für Bezirksteile bzw. für einen ganzen Bezirk in Wien sind, mit kleineren Raumausschnitten assoziieren. So meint „Alterlaa“ für die Interviewpartner*innen beispielsweise primär das Jugendzentrum, das Einkaufszentrum Kaufpark, oder auch einen Durchgang, welcher die U-Bahnstation mit dem Wohnpark verbindet (vgl. I1: Z 68-72; I2: Z 28-30; I3: Z 206-208 I5: Z 132-135). In den Interviews und Gesprächen im Rahmen der teilnehmenden Beobachtung wurden bestimmte Orte, welchen Jugendliche eine Wichtigkeit in ihrem Sozialraum zusprechen, demnach häufig genannt und beschrieben, während andere Orte weggelassen wurden (vgl. I5: Z 22 - 27, I 6: Z 97-104).

Der öffentliche Raum erscheint dabei fragmentiert und jene Orte werden herausgefiltert, welche für junge Menschen etwa als Aufenthaltsorte oder Treffpunkte eine Bedeutung haben. Dies drückte sich, wie in der teilnehmenden Beobachtung miterlebt werden konnte, auch in der Sprache aus: Wenn ein Jugendlicher zu einem anderen sagt, „*Komm Alterlaa!*“ (Beobachtungsprotokoll 10: Z 19) dann bedarf es keiner zusätzlichen Präzisierung oder Erklärung, dann wissen die Beteiligten, welcher Raumausschnitt des Grätzels gemeint ist, während Außenstehende wohl nachfragen müssten (vgl. ebd.).

Diese Erkenntnis entspricht den Ergebnissen unterschiedlicher Forschungen in den Sozialwissenschaften, welche die Methode der „Mental Maps“ angewandt haben

(siehe unter anderem Daum 2011: o.S.). Es handelt sich dabei um gezeichnete Karten, in welchen die Forschungsteilnehmer*innen ihre räumliche Welt, wie sie sie wahrnehmen, darstellen sollen (vgl. ebd.). Dabei treten tendenziell – wie dies auch in den Interviews meiner Forschung war – zentrale Orte wie beispielsweise ein Kiosk in diesen Karten deutlicher und größer hervor, während nicht relevante Orte ausgeklammert werden (vgl. ebd.).

Diese „kognitiven Karten“ wurden wesentlich von dem Wahrnehmungsgeographen Kevin Lynch geprägt (siehe Lynch 1960: 11 ff.). Kognitive Karten sind heute in der Stadtforschung als „Mental Maps“ allgemein bekannt und werden von verschiedenen Sozialwissenschaftler*innen beschrieben. Diese „Mental Maps“ meinen, dass Menschen eigene mental vereinfachte Repräsentationen, also eine eigene mentale Kartographie von geographischen Räumen wie Stadtteilen konstruieren, die von ihren Wahrnehmungen und Emotionen geprägt ist und sich an ihren Bedürfnissen und Erfahrungen orientiert (siehe unter anderem Kaminske 2006: 17 f.). Menschen verbinden also nicht-räumliche Informationen mit Orten, was durch das *„Sammeln, Ordnen, Speichern, Abrufen und Verarbeiten von Informationen über die räumliche Umwelt“* geschieht (vgl. ebd.: 16). Durch diesen Prozess werden auch Erinnerungen geordnet und kontextualisiert (vgl. ebd.). Kognitive Karten stellen also prozesshafte Konstrukte dar, welche jeweils die Welt zeigen, wie Menschen sie aktuell erleben und sich vorstellen (siehe unter anderem ebd.). Kognitive Karten können zwar nicht den Anspruch auf eine Abbildung der Realität erheben. Stattdessen sind sie viel mehr bestimmt durch Aspekte wie das Vorwissen, durch unterschiedliche Bewertungen und Bedeutungszumessungen sowie durch aktuelle Ereignisse oder durch Fremdwahrnehmungen, die übernommen oder ergänzt werden (vgl. ebd.). Das kognitive Kartieren kann also als Konstruktion eines Art „subjektiven Bezugssystems für die Interpretation von Ereignissen [...] in der Umwelt“ (ebd.: 116) gesehen werden.

Kognitives Kartieren ist jedoch nicht nur zentral für unsere Orientierung und das Überleben im Raum, sondern auch für unsere Identität als denkende und kommunizierende Subjekte (siehe unter anderem Kaminske 2012: 16 f.). Die zielgerichtete Tätigkeit des kognitiven Kartierens setzt sich mit räumlichen Fragestellungen auseinander und dadurch werden wiederum räumliche Handlungs- und Verhaltensweisen abgebildet (vgl. ebd.). Diese Tätigkeit bildet eine Art und

Weise, wie wir die soziale Wirklichkeit rund um uns verstehen und uns mit ihr auseinandersetzen (vgl. ebd.). Wenn Raumaneignung nun die tätige Auseinandersetzung mit der räumlichen Umwelt umfasst (vgl. Deinet 2009: 20 f.), kann kognitives Kartieren in dieser Perspektive als zielgerichtete raumbezogene Tätigkeit auch die Art der Raumaneignung abbilden.

Wenn Jugendliche über für sie relevante Orte sprechen, verwenden sie häufig Bezeichnungen bzw. Slangausdrücke, welche Außenstehende nicht verstehen können, während andere Jugendliche das notwendige Insider*innenwissen haben, um zu wissen, was gemeint ist. So äußerte etwa Emir:

Ja, Orte, die man dann halt seit 15 Jahren kennt, für die hat man halt so bestimmte Namen, weißt du, das kennst du bestimmt, du sagst dann nicht den Straßennamen, sondern du sagst [...] ‚Roter Turm‘, da ist so ein kleiner Turm, das wird für dich nix heißen, [...] für uns heißt das urviel, weißt du. [...] Das ist halt so ein kleiner Wasserbrunnen, das ist halt so ein Treffpunkt. [...] Wenn wir zu Hause sind, schreiben wir, wo bist du, komm dort hin! (I1: Z 264-277).

Wie in diesem Zitat deutlich wird, bekommen Orte, welche für junge Menschen eine besondere Bedeutung haben und mit Erlebnissen oder Funktionen wie der eines Treffpunktes aufgeladen sind, eigene Namen. Kaminske beschreibt ebenso solche Verknüpfungen räumlicher Kategorien mit inhaltlichen Assoziationen (vgl. Kaminske 2006: 16). Diese Assoziationen haben die Funktion, dass sich eine bestimmte Personengruppe darüber verständigen kann (vgl. ebd.). In gewisser Weise werden also eigene Begriffe kreiert, welche für ausgewählte Personen eine Bedeutung haben. Diese dienen als Symbole, die wiederum dazu verwendet werden, eine kognitive Struktur, welche eine rasche Beschreibung eines Ortes ermöglicht, zu erstellen (vgl. ebd.). Das Symbol löst eine Assoziation aus, welche dem Ort auch ein Stück weit eine Bedeutung verleiht (vgl. ebd.). Sie bezeichnen das Entwickeln eines eigenen Begriffsrepertoires, um Orte zu beschreiben, als sprachliche Aneignung der Umwelt (vgl. Muri / Friedrich 2009: 160), wodurch sprachlich besetzte Räume geschaffen werden. Durch diese sprachlichen Aneignungen werden ein Hineinwachsen in das Grätzl und auch räumliche Identifikations- und Aneignungsprozesse möglich, was ich in den nun folgenden Ausführungen anhand des Untersuchungsfeldes noch zeigen werde.

6.2. Räume als soziale Orte der Kommunikation und Interaktion

Die Funktion öffentlicher Räume als sozialer Ort der Kommunikation und der Interaktion – insbesondere mit Gleichaltrigen – wird von den interviewten Jugendlichen immer wieder an erster Stelle erwähnt: Alle Interviewpartner*innen verbinden diese Funktionen mit öffentlichen Räumen, einige schreiben ihnen eine besondere Relevanz zu. So meinte Emir etwa:

Es ist halt so ein Platz, das kennt man, wenn man halt, jeden Tag da ist [...] das ist eine Garageneinfahrt, früher als Jugendlicher, wo man 14, 15 war, wo man Zigaretten geraucht hat und so weiter, und wenn's geregnet hat, ist man da runtergegangen, und wir sind 4, 5 Stunden mit 10 Leuten da drunter gewesen und haben Zigaretten geraucht (I1: Z 299-304).

Angelo antwortete auf die Frage, was er mit öffentlichen Räumen verbindet, folgendes:

Freizeit, Freund[*innen], rausgehen können, mein Leben genießen können, wenn ich Probleme habe, mit Freunde[*inne]n reden, oder wenn ich viel Stress habe, meinen Stress rauslassen können (I3: Z 206-298).

Adam beschrieb einen Park als für ihn zentralen Ort:

Nansen-Park ist für mich einfach wirklich so ein Hauptplatz, wo ich halt ur-gerne war. Also, das kam einfach daher, ich bin vor ca 12. Jahren nach Österreich gekommen, mit meiner Familie. Und [...] ich konnte kein Deutsch, wir hatten nichts. Und dann war halt einfach der Park am nächsten und dort habe ich halt meine ersten Freunde[*Freundinnen] kennen gelernt [...] und meine großen Brüder waren genau in diesem Park und deren Freunde[*Freundinnen] waren im Park und dann war ich auch im Park, das geht halt immer so weiter (I6: Z 99-105).

Diese soziale und kommunikative Funktion von Räumen konkretisierte sich beispielsweise in der Charakterisierung von Orten als „Treffpunkte“ (vgl. I1: Z 171-173; I6: Z 97-104) und als Orte, an welchen Kontakte geknüpft werden, wie Lisa meinte: *„Ja, so viele Leute schnell kennen lernen [...] Da kommen täglich neue Leute rein“* (I 10: Z 96-98). Gewisse Treffpunkte sind bereits jahrelang als solche etabliert. Sie werden seit langer Zeit aufgesucht und sind als solche bereits angeeignet, wie Emir beschrieb: *„Ich war dort in der Schule [...] und nach der Schule oder vor der Schule hat man sich dort getroffen [...] und das ist eine Angewohnheit geworden“* (I1: Z 92-96). An diesen Orten muss keine Verabredung vorab stattfinden. *„[...] wir kommen einfach her, und auf einmal ist jemand da“*, meinte Anna über das Jugendtreff (I5: Z 134-135). Das verweist auf eine regelmäßige Präsenz junger

Menschen an diesen Orten, was wiederum auf eine erfolgreiche Aneignung hinweisen dürfte. Auch in der teilnehmenden Beobachtung trat die Relevanz des öffentlichen Raums als Ort, welcher zur Interaktion und Kommunikation genutzt wird, deutlich hervor: Das Bild von Gruppen, welche sich an sehr unterschiedlichen Orten wie an einem Stiegdurchgang (vgl. Beobachtung 1: Z 28-31), an einem zentralen Platz eines Einkaufszentrums (vgl. Beobachtung 5: Z 2-4), oder im Jugendtreff (vgl. Beobachtung 2: Z 40-43) miteinander unterhielten, während sie zusammenstanden oder -saßen, war während der teilnehmenden Beobachtung besonders bestimmend.

Die sozialen Interaktionen finden aber auch beim Essen statt. So hielt sich eine Gruppe abends in einem Fastfood Restaurant auf, aß, unterhielt sich dabei und scherzte miteinander (vgl. Beobachtung 4: Z 11-14). Im Zuge von sportlichen Aktivitäten wie dem Scooter-Fahren in einem Park, konnte ich beobachten, wie sich die Jugendlichen über Scooter-Tricks unterhielten und sich gegenseitig Tipps zu deren Ausführung gaben:

„Hast du gesehen, eben?“, fragt einer der Scooter-Fahrer begeistert den sitzenden Burschen. „Der 180° war cool, oder?“. „Ja“, antwortet der Zusehende. Er beginnt, ihm Tipps zu dem Trick zu geben. Er nimmt den Scooter und erklärt dem Fahrer eine Trick-Ausführung, während er den Scooter dabei langsam mit den Händen bewegt, um den Trick zu demonstrieren. (Beobachtung 3: 32-37).

Im Vergleich zur Face-to-Face-Kommunikation spielte in meinem Forschungsfeld das Handy eine deutlich untergeordnete Rolle. Nur in wenigen Situationen wurden Jugendliche beobachtet, die telefonierten, um Informationen weiterzugeben (vgl. Beobachtung 5: Z 32-34) oder um sich zu verabreden (vgl. Beobachtung 10: Z 18-20). Vereinzelt beschäftigten sich Jugendliche auch mit ihrem Handy – sie hörten beispielsweise Musik (Beobachtung 5: Z 34-36) oder spielten ein Spiel (vgl. Beobachtung 6: Z 3-4). Gegenüber Face-to-Face-Kommunikation war die digitale Interaktion jedoch wesentlich weniger präsent.

Wenn gewisse Orte für die Interaktion und Kommunikation der Jugendlichen insbesondere mit der Peer Group so wichtig sind, so kann ein Ausschluss aus diesen Orten mit einem sozialen Ausschluss einhergehen: Auf die Frage, wie sich das anfühlen würde, wenn Anna nicht mehr in den Jugendtreff gehen könnte, antwortete sie: „*Scheiße [...] ich würd vielleicht noch am Samstag rauskommen, aber sonst nicht mehr*“ (I5: Z 98-103). Der Jugendtreff hat für sie die zentrale Funktion, unter Leute zu kommen. Ohne diese Möglichkeit gab sie an, sie würde nur noch selten rausgehen

und mehr zu Hause zu bleiben. Vladi beschrieb das Gefühl, nicht mehr an den öffentlichen Treffpunkt Alterlaa zu können, folgendermaßen:

Das wäre für mich, wie wenn man im Gefängnis wäre. Denn hier bewegt sich eigentlich alles. Hier erfährst du eigentlich alles, was abgeht und (...) das ist eben auch das Zentrum. Also von hier geht wirklich alles aus, egal, wo irgendwo etwas ist, es macht immer in Alterlaa die Runde (I9: Z 157-160).

Diese soeben angesprochene Funktion als Informationsdrehscheibe habe ich in der Folge einer polizeilichen Befragung mehrerer junger Männer ebenso beobachtet: Die Betroffenen kamen unmittelbar nach dem Ereignis zu einem zentralen Punkt des Einkaufszentrums Kaufpark und erzählten das Widerfahrene den anwesenden Personen, welche das Erlebte wiederum via Telefon weitergaben und dazukommenden Jugendlichen davon berichteten:

Wenig später kommen vier Jugendliche hinzu. Sie erzählen aufgewühlt und mit erhobener Stimme, dass sie soeben von der Polizei kontrolliert und gefragt wurden, ob sie tatverdächtige Jugendliche kennen, die polizeilich gesucht werden. Die Polizist*innen hätten ihnen auch Bilder von diesen gezeigt, die von Videokameras bei der U-Bahn aufgezeichnet wurden. [...] Andere Jugendliche, die bereits da waren, hören sich die Erzählungen an und tauschen sich aufgeregt darüber aus. Eine Jugendliche erzählt von einem Medienbericht, den sie heute früh gesehen hat. Sie zeigt diesen auf ihrem Handy her [...] Die Fahndungsfotos sind in dem Bericht veröffentlicht. Das Handy wird herumgegeben. Die Jugendlichen diskutieren den Vorfall ausführlich. [...] Die zwei anderen jungen Menschen, die kontrolliert wurden, entfernen sich mit zwei anderen männlichen Jugendlichen ein Stück. Einer der soeben Kontrollierten telefoniert dabei. Er erzählt das Geschehene hastig am Telefon (Beobachtung 5: Z 5-29).

Mehrere junge Menschen betonten wie bereits erwähnt immer wieder, wie sehr öffentliche Plätze bedeutende zentrale Orte in ihrem Leben sind und hoben hierbei deren kommunikative und gesellige Funktion hervor: „*Genau. Und wenn ich dort [Alterlaa; Anm. JF] bin, das ist wie der [...] Hotspot von dem 23. Bezirk, von den Jugendlichen*“ (I1: Z 58-59). Daraus lässt sich ein hoher Stellenwert der Plätze in ihrem Lebensalltag ableiten, mit welchen zentrale Erinnerungen und Bezugspunkte zum eigenen Leben verknüpft sind. In diesem Zusammenhang ist das in den Sozialwissenschaften bekannte Konzept der „Places“ interessant, als welche konkrete Orte bezeichnet werden, die Menschen durch ihre mit diesen verknüpften Erfahrungen und Erinnerungen mit Bedeutung aufladen und möglicherweise eine emotionale Beziehung dazu entwickeln (siehe unter anderem Belina 2013: 108 f.). Ein „Place“ ist ein für die jeweiligen Menschen einzigartiger Ort, welcher etwa lustig oder angstbesetzt sein kann und eine spezifische Geschichte und Bedeutung hat (vgl. Belina 2013: 108). Massey argumentiert ebenso, dass ein „Place“ seine

Besonderheit nicht durch eine über lange Zeit verinnerlichte Geschichte, sondern durch die spezifische Konstellation an sozialen Beziehungen erlangt, die sich an diesem Ort treffen und verweben (vgl. Massey 1991: 28).

Bei manchen Forschungen wie zum Beispiel bei Herlyn et al. wurden verschiedene Handlungsfelder und soziale Situationen Jugendlicher in unterschiedlichen Raumtypen herausgearbeitet. In Zürich waren das in der erwähnten Forschung beispielsweise Wohngebiete, Parks, öffentliche Plätze, Jugendtreffs etc. Dabei beobachtete das Forschungsteam in allen Raumtypen die deutliche Dominanz von kommunikationsbetonten Handlungen – ruhebetonte, spielbetonte oder erkundungsbetonte Handlungen waren im Vergleich dazu deutlich nachrangiger (vgl. Herlyn et al. 2003: 225 ff.). Es hätte den Rahmen dieser Masterarbeit gesprengt, die Tätigkeiten der Jugendlichen quantitativ mit einer aussagekräftigen Stichprobe zu erheben und nach Tätigkeitsart zu kategorisieren. Der zentrale Stellenwert, den die kommunikative und gesellige Funktion von öffentlichen Räumen im 23. Bezirk in den Interviews und der teilnehmenden Beobachtung für die Jugendlichen einnimmt, erscheint dennoch erwiesen.

In diesem Abschnitt habe ich auf der Wahrnehmungsebene die soziale, interaktive und kommunikative Assoziation dargestellt, die die Jugendlichen mit den Räumen verknüpfen. Junge Menschen verleihen diesen „Places“ eine konkrete Bedeutung und eignen sie sich an, indem sie diese zu „Treffpunkten“ oder einem „Zentrum“ für sie machen. Öffentliche Räume nehmen, wie in diesem Abschnitt beschrieben, eine zentrale Funktion im Leben der Jugendlichen ein. Sie haben die Rolle einer Informationsdrehscheibe, wo junge Menschen Neuigkeiten erfahren. Ein Fernbleiben vom Ort wird als tatsächlich einschränkend und sozial ausschließend erlebt. Hier könnte man eine Parallele zu Gollers / Richters Begriff der Ortsbezogenheit sehen (vgl. Goller / Richter 2013 [2004]: 175 ff.). Diese wurde wie bereits dargestellt, durch soziale Beziehungen in einer gemeinsamen räumlichen Umwelt definiert, wobei ein verbindendes Handeln der Gruppe eine Vorstufe der Ortsidentität darstellt. Dies birgt also bereits Elemente von räumlichen Identifikationsprozessen (vgl. ebd.).

6.3. Räume als Orte der Sozialisations-, der Identitätsentwicklung und des Lernens

In meiner Forschung wird immer wieder deutlich, dass die Interviewpartner*innen öffentliche Räume mit für sie zentralen Sozialisationserfahrungen assoziieren. Die Jugendlichen thematisieren dabei hauptsächlich Erfahrungen, welche sie in öffentlichen Räumen in der Peer Group sowie in den betreuten Räumen der Jugendtreffs machen.

6.3.1. Öffentliche Räumen als Orte des Lernens in der Peer Group

Vladi sprach über für ihn zentrale Lernerfahrungen, die er innerhalb der Peer Group machte:

Für mich macht Alterlaa halt die ganzen Erfahrungen, die wir hier gesammelt haben, einzigartig. Also, von allem Positivem, Negativem, was wir hier erlebt haben, ist eine Menge dabei. Wo ich jetzt sage, das ist auch der Grund dafür, dass wir heute die Leute sind, die wir sind. Das hat uns sehr geprägt, diese Zeit (I9: Z 85-88).

Der Ort ist für ihn also mit wesentlichen und „einzigartigen“ Sozialisationserfahrungen aufgeladen. Diese hat er in der Peer Group gemacht und diese schreiben sich wiederum in den Raum ein. Derartige Sozialisationserfahrungen tragen wie bereits dargestellt (siehe 3.2) wesentlich zur Ausprägung einer persönlichen Ich-Identität bei. Sie sind also wesentlich für die Identitätsbildung, damit verknüpft und mit Bedeutung gefüllt.

Emir assoziiert mit seiner Wohnumgebung beispielsweise Mobbing-Erfahrungen, als er nach einem Umzug dort angekommen ist und beschreibt den zu Beginn schwierigen Aufbau von Freundschaften und einem sozialen Netz innerhalb der Peer Group in der Nachbarschaft (vgl. I1: Z 483-495). Diese Erfahrungen haben sich für ihn in den Raum der Wohnumgebung eingeschrieben:

Als Kind zum Beispiel, [...] wie ich gekommen bin, habe ich urscheiße Fußball gespielt und ich bin vom 11. Bezirk hergezogen und hatte nicht so viele Freunde[*innen] [...] und ja, jetzt waren die schon alle befreundet. [...] ich wurde hier gemobbt, weißt du (I1: Z 482-488).

Dieses Beispiel verdeutlicht, dass der öffentliche Raum im Gegensatz zu institutionalisierten Räumen wie der Schule andere Eigenschaften aufweist und unter anderen Dingen auch durch die Abwesenheit von Betreuungspersonen

charakterisiert ist. Junge Menschen können und müssen sich den Raum dort selbstständig aneignen, Handlungsoptionen in alltäglichen Situationen entwickeln, Lösungen für Probleme finden und gesellschaftliche Rollen ausprobieren sowie die Reaktion auf ihr Verhalten spüren und daraus lernen.

Wie bereits erwähnt, ist die Identitätsfindung und die Ausbildung einer eigenen Identität in der Phase der Jugend ein sehr zentrales Thema. Der Sozial-, Bildungs- und Gesundheitswissenschaftler Klaus Hurrelmann beschreibt den Prozess der Identitätsbildung als jenen Prozess, der mit der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben im Jugendalter wie der Ablösung von den Eltern, dem Aufbau von Partner*innenschaftsbeziehungen, der Entwicklung eines inneren Bildes der Geschlechtszugehörigkeit, sowie der Ausprägung von eigenständigen Handlungsmustern und Normen- und Wertesystemen die mit politischen und ethischen Bewusstseinsmomenten einhergeht (vgl. Hurrelmann 2012: 71 f.). Diese Bewältigung von Entwicklungsaufgaben resultiert in einem breiteren Spektrum sozialer Rollen, in einer Erweiterung der Selbstständigkeit und in der Entfaltung einer persönlichen Identität mit einem reflektierten Selbstbild (vgl. ebd.). In meiner Forschung wird deutlich, dass Jugendliche dazu einen Bereich ohne die Regulation von Erwachsenen, wo sie sich gewissermaßen zurückziehen und ungestört sein können, brauchen und diesen sehr schätzen. Emir äußerte dazu:

Aber ich find halt, man kann sich gut zurückziehen im 23. [Wiener Gemeindebezirk] [...] Wenn man dort die Hundewiese weitergeht, gibt's einen kleinen Waldteil. Da kann man so gut spazieren gehen, wenn man alleine sein will, oder nachdenken will, oder Sport betreiben will (I1: Z 239-243).

Jasmin schätzt am 23. Bezirk ebenso die Nähe zur Natur und dass sie sich dort mit Freund*innen ungestört zurückziehen kann (vgl. I4: Z 286-288). Adam meinte auf die Frage, warum er sich in einem bestimmten Park gern aufgehalten hat: „*Ich war halt dort, wegen der Ruhe und man konnte einfach dort locker sein [...]*“ (I6: Z 23-26).

6.3.2. Sozialisationserfahrungen in betreuten Räumen

Im Kontrast zu den eben beschriebenen Freiräumen, in welchen durch die Abwesenheit von Betreuungspersonen die Peer-Group oftmals unter sich ist, assoziierten in meiner Forschung andere befragte Jugendliche wiederum vor allem die betreuten Räume der Jugendtreffs mit positiven Sozialisations- und

Lernerfahrungen, die sie dort insbesondere durch die Betreuer*innen gemacht haben. So meinte Yusuf:

Die helfen bei der Schule, Polizei, generell bei allen Problemen, auch [...] kann man mit den Betreuer[*inne]n ganz normal reden und man hat ja ein gewisses Vertrauen in die Betreuer[*innen]. Und das ist halt, ein gutes Gefühl, wenn man so über alles reden kann mit den Betreuer[*inne]n (I2: Z 120-124).

Christiano betonte in diesem Zusammenhang:

[...] Und, dass die Mitarbeiter[*innen] halt so hilfsbereit sind und wenn man irgendein Problem hat [...] sie sofort fragen: wie geht's dir, wie fühlst dich? Also, da fühlt man sich besser, da denkt man sich, ich komm jetzt öfters hier her, wenn sich jemand um einen sorgt (I7: Z 13-16).

Die Betreuer*innen werden von diesen beiden Interviewpartnern als Vertrauens- und Bezugspersonen gesehen. Sie werden als Ressourcen wahrgenommen, welche in unterschiedlichsten Lebenssituationen bei der Bewältigung von Aufgaben unterstützen und am jeweiligen Leben teilhaben. Yusuf tauscht gerne Erfahrungen mit ihnen aus und reflektiert mit ihnen als vertrauensvolle erwachsene Ansprechpersonen seine Haltungen und seine Meinungen (vgl. I2: Z 33-34). Dies ist ein wichtiger Teil von Sozialisationsprozessen, der den Prozess der Identitätsfindung unterstützt. Jugendtreff-Betreuer*innen sind als erwachsene Bezugspersonen losgelöst von einem Erziehungsauftrag, wie Eltern oder Lehrpersonen ihn haben und nehmen so die Rolle einer Vertrauensperson ein, welche in herausfordernden Situationen zur Unterstützung kontaktiert werden kann.

In diesem Abschnitt wird deutlich, dass zentrale Sozialisations- und Lernerfahrungen, welche Jugendliche prägen und mit ihrer Identitätsbildung verknüpft sind, sich im Untersuchungsfeld in Räume einschreiben und die Räume sich mit den erlebten Ereignissen aufladen. Die befragten Jugendlichen äußern hier durchaus unterschiedliche Bedürfnisse, was sie in diesem Zusammenhang an Orten schätzen. Während Jasmin, Adam und Emir Rückzugsorte, an welchen sie allein sein oder in der Peer Group unter sich sein können als besonders zentral betonen, heben Christiano und Yusuf die Wichtigkeit des Kontakts zu den Betreuungspersonen des Jugendtreffs hervor.

In beiden Fällen jedoch stehen die mit den Lern- und Sozialisationserfahrungen verbundenen sozialen Beziehungen im Fokus – sei es durch die Peer Group oder durch die Betreuer*innen der Jugendtreffs. In unterschiedlichen Fällen wurde die Aufgeladenheit der Orte in den Erzählungen der Jugendlichen mit emotionalen

Komponenten ergänzt. Dies ist für das Phänomen der sogenannten „Ortsverbundenheit“ charakteristisch (vgl. Goller / Richter 2013 [2004]: 176 f.) und enthält somit Elemente von Raumidentifikation. Gefühle der Vertrautheit und des sich aufgehoben Fühlens werden – wie in meiner Forschung klar herauskommt – einerseits im Zusammenhang mit bestimmten Aufenthaltsorten der Peer-Group aber auch durch die soziale Beziehung zu Jugendtreff-Mitarbeiter*innen hervorgerufen.

6.4. Die Ortsidentität – die „Heimat“ und das „zweite Haus“

Wie bereits beschrieben, war die angesprochene Verbindung zur räumlichen Umgebung in meiner Forschung sehr stark von sozialen Interaktionen geprägt. Verschiedene „Places“ im Sinne von Belina (vgl. Belina 2013: 108 f.) im Bezirk werden von Jugendlichen als „Treffpunkt“ (I6: Z 110), „Hotspot“ (I1: Z 59), oder „Zentrum“ (I9: Z 159) charakterisiert. Bauliche Identifikationspunkte, in welchen soziale Beziehungen keine Rolle spielen, werden selten genannt. Ausstattungen, wie jene im Jugendtreff, wo man sich sportlich und kreativ betätigen kann (vgl. I10: Z 59-65) oder ein Rückzugsort am Stadtrand (vgl. I1: Z 286-297), stellen Ausnahmen dar. Beide werden allerdings mit gemeinsamen Aktivitäten bzw. dem gemeinsamen Aufenthalt mit Freund*innen verknüpft (vgl. I1: Z 286-297, I10: Z 57-65).

Identifikationsprozesse werden in den Interviews wie soeben beschrieben, vor allem Orten zugesprochen, die mit zentralen Sozialisationserfahrungen aufgeladen sind. Diesen „Places“ wird in verschiedenen Interviews ein besonders hoher und zentraler Stellenwert im Alltag der Jugendlichen zugeschrieben: So wird der Fridtjof-Nansen-Park zu einem „Hauptplatz“ (I6: Z 98) im Leben des Jugendlichen, die Buslinie 66A, welche zentrale Orte der Lebenswelt des Jugendlichen verbindet, zum „Herz“ (I1: Z 219) und der Ort rund um die U-Bahn-Station Alterlaa, der in mehreren Interviews als sehr relevanter Aufenthaltsort charakterisiert wurde (vgl. I1: Z 67-72; I5: Z 132-134; I10: Z 96-98), zum „Hotspot“ (I1: Z 57) deklariert.

Durch ihre Aufladung mit Erinnerungen, Bedeutungen und Gefühlen bilden „Places“ für die befragten Jugendlichen in Wien Liesing bisweilen starke Identifikationspunkte, und fördern so Identifikationsprozesse mit den Orten, in welchen diese als Teil der persönlichen Ich-Identität betrachtet werden: Alex bezeichnete den 23. Bezirk und insbesondere den öffentlichen Raum rund um Alterlaa als: „*meine Heimat, [...] meine*

Kindheit, wo ich aufgewachsen bin (...)“ (I8: Z 25). Für ihn sind der Bezirk sowie die öffentlichen Räume des Bezirks unabdingbar mit seinem Aufwachsen verwoben und damit einhergehend mit vielen sowohl positiven als auch negativen Erlebnissen, die ihn geprägt haben (vgl. I8: Z 25-28).

Davon ausgehend, dass Räume aktiv (mit-)gestaltet – also gesellschaftlich konstruiert werden und von sozialen Praxen durchzogen sind, bezeichnet Daum auch „Heimat“ als soziale Praxis, die angeeignet wird. „Heimat“ ist nach dieser Auffassung zu diesem umstrittenen Begriff keine festgelegte Ortsbestimmung, sondern meint *„eine immaterielle Welt, die sich aus Entscheidungssituationen und Kommunikationen konstituiert“* (Daum 2011: o.S.). Sie entsteht dort, wo Menschen eine Verbindung zu Personen und gewissen Verhältnissen empfinden und eine gewisse Verhaltenssicherheit erfahren (vgl. Daum 2011: o.S.). Dieser Begriff der *„sozialräumlichen Praxis des Heimatmachens“* (ebd.) kommt auch in der soeben zitierten Interviewpassage zum Ausdruck: Alex bezeichnet jenen Ort, an welchem er zentrale Erfahrungen gemacht hat und wo sich das nähere soziale Umfeld befindet, als „Heimat“ (I8: Z 25).

Christiano charakterisiert einen Jugendtreff als *„unser zweites Haus“* (I7: Z 146). Der Jugendtreff wird als Art erweitertes Wohnzimmer betrachtet. Dies könnte entsprechend Daums Ausführungen zur sozialräumlichen Praxis des „Heimatmachens“ so interpretiert werden, dass der Interviewte sich den Jugendtreff als „Place“ angeeignet hat, wo er Verhaltenssicherheit erfährt und ein Gefühl der Verbundenheit zum Ort und den dort verweilenden Personen vorhanden ist. Im Laufe des Forschungsprozesses haben sich zwei „Places“ hervorgetan, welchen durch ihre in den Interviews häufig vorhandene Aufladung mit prägenden Erinnerungen, Sozialisationserfahrungen und Raumidentifikationen ein hoher Stellenwert von unterschiedlichen Jugendlichen zugesprochen wird. Dabei handelt es sich um den Raumausschnitt rund um die U-Bahnstation Alterlaa, welcher auch das Einkaufszentrum Kaufpark inkludiert sowie um verschiedene Jugendtreffs des Bezirks.

6.5. Die Aneignungsräume als Bühnen zur Repräsentation und Selbstdarstellung

Neben der eingehend dargestellten kommunikativen und interaktiven Funktion von öffentlichen Räumen, weisen diese Räume andere wichtige Funktionen in Zusammenhang mit der Repräsentation und Selbstdarstellung auf. Sie können anlehnend an die Terminologie des Soziologen Erving Goffman durch ihren öffentlichen Charakter gewissermaßen auch Bühnen darstellen (vgl. Goffman 2009 [1956] 17 f.).

Denn Jugendliche werden dort von anderen jungen Menschen oder Passant*innen in ihren Tätigkeiten gesehen, wahrgenommen und beobachtet. Während meiner Forschung konnte das Phänomen beispielsweise in einem Einkaufszentrum besonders deutlich registriert werden: In der Mitte des Einkaufszentrums befindet sich ein Atrium mit einer Bühne und davor aufgebauten Heurigengarnituren, das von allen Seiten aus gut einsehbar ist (vgl. Beobachtung 1: Z 69-73). Im Zuge der teilnehmenden Beobachtung konnte ich feststellen, wie sich auf dieser – sogar echten – Bühne sitzend oder daneben stehend an diesem zentralen Platz eine größere Anzahl an Jugendlichen aufhielt, die dort auch längere Zeit verbrachte (vgl. Beobachtung 5: Z 2-4; Beobachtung 8: Z 40-43). Einige unterhielten sich, wechselten immer wieder zwischen unterschiedlichen Gruppen, die zusammenstanden, manche gingen allein oder in Gruppen wieder weg und kamen teilweise nach kurzer Zeit wieder, neue kamen hinzu (vgl. Beobachtung 5: Z 27-34).

Eine ähnlich hohe Mobilität, die mit einem nach außen gerichteten, raumgreifenden Aneignungsverhalten einherging, wiesen auch Scooter-Fahrer*innen im Fridtjof-Nansen-Park auf (vgl. Beobachtung 3: Z 25-32). Sie übten Tricks, riefen sich immer wieder zu und spornten sich gegenseitig an (vgl. ebd.: Z 32-37). Andere junge Menschen beobachteten dies und kommentierten die Tricks und Fahrkenntnisse teilweise auch (vgl. ebd.). Ein weiterer Beobachtungsausschnitt zeigt ein Bedürfnis Jugendlicher nach einer gewissen „Bühne“ und einem Publikum:

Ein Junge kitzelt ein Mädchen, dieses ruft lachend, er solle damit aufhören. Sie sind von anderen Jugendlichen umgeben, welche die Szene teilweise amüsiert beobachten. Ein danebenstehender Jugendlicher kommentiert, dass das Mädchen dem Jungen gefalle. Die beiden lassen sich durch das Publikum nicht irritieren, sondern kitzeln und lachen unbeirrt weiter (Beobachtung 9: Z 21-25).

Diese Szene könnte anlehnend an Goffman dahingehend interpretiert werden, dass die Jugendlichen den Ort als Bühne nutzen und die Peer Group dabei als Publikum fungiert (vgl. Goffman 2009 [1956]: 17 f.). Menschen möchten dabei den Eindruck, den andere von ihnen bekommen, kontrollieren und nehmen in ihrer Darstellung gewisse Rollen ein, was wiederum Parallelen zu einer Theatervorstellung aufweist (vgl. ebd.: 3 ff.). Wie Goffman es zeigt, können sich junge Menschen öffentliche Räume als Bühnen aneignen, wobei andere Raumnutzer*innen als Publikum fungieren. Diese Möglichkeit des Gesehenwerdens bzw. der Selbstdarstellung oder auch Selbstinszenierung nimmt einen zentralen Stellenwert in der Erprobung verschiedener Rollen ein, welche wiederum essentiell für die eigene Identitätsentwicklung sind, wobei diese Erfahrungen dabei helfen, sich in der Erwachsenenwelt zurechtzufinden (vgl. Böing 2017: 26 f.).

6.6. Das „Flanieren“ und das „Hängen“ als Aneignungsformen

In unterschiedlichen Interviews sowie in der teilnehmenden Beobachtung konnte ich Verhaltensweisen feststellen, die Parallelen des Raumverhaltens Jugendlicher zur Figur des „Flâneurs“ aufweisen. Der Anthropologe Jamie Coates beschreibt den „Flâneur“ als ethnographische Figur, welcher durch bummelnde fußgängliche Mobilität kreative Aneignungspraxen entwickelt (vgl. Coates 2017: 29 f.). Er ist eine Figur der „agency“ in der Stadt, dessen unproduktive, aber bestimmte Verhandlung der Straße die Modernität, die mobile Person sowie das Urbane verkörpert (vgl. Coates 2017: 29 f.). Die meist männliche Figur des Flâneurs ist durch Gehen in der Stadt, ohne spezifisches Ziel charakterisiert. Zweck ist das Flanieren, also das Gehen an sich, an welchem der Flâneur Freude findet und währenddessen das urbane Leben beobachtet (vgl. ebd.). Die Figur geht zurück auf Charles Baudelaire und Walter Benjamin, wurde aber in den letzten Jahren im Kontext der urbanen Anthropologie neu entdeckt (vgl. ebd.). Sie wird unter anderem auch mit der*dem Anthropologin*Anthropologen während des Prozesses der Feldforschung assoziiert (vgl. ebd.: 31 f.) Daraus kann geschlossen werden, dass sowohl Forschende als auch die anderen Handelnden im Forschungsfeld die Figur des Flâneurs einnehmen können (vgl. ebd.: 31 f.).

In der teilnehmenden Beobachtung konnte ich sehen, wie Jugendliche sich ähnlich wie die Figur des „Flâneurs“ durch den Raum bewegten: An einer Stelle konnte ich festhalten, wie mehrere junge Menschen die Umgebung betrachteten und ohne ein merkliches Ziel zu haben, über einen Platz schlenderten (vgl. Beobachtung 10: Z 26-28). Jasmin beschrieb ebenso, dass sie gerne durch die Straßen geht und teilte auch ihre Wahrnehmung, wie unterschiedliche Menschen aufeinandertreffen, mit:

So, durch die Stadt gehen oder sowas halt zum Beispiel jetzt. Einfach die Straße entlang gehen und so. (...) Ich finde wirklich gut, dass [...] dort verschiedene Menschen aufeinandertreffen. [...] Dort sind die Menschen auch wirklich vielfältig (14: Z 54-59).

Das Beobachten des urbanen Lebens und dabei selbst möglichst unauffällig zu bleiben – ein markantes Merkmal des „Flâneurs“ – findet sich auch in dieser Erzählung wieder. Die Lust am sich durch die Straßen bewegen und das Sammeln von Eindrücken entspricht der Figur des „Flâneurs“, der durch den urbanen Raum streift und sich von Eindrücken berieseln lässt, die er mit einer gelassen wirkenden Gleichgültigkeit sammelt, beschreibt Coates mit Bezug auf die ursprüngliche Literatur des 19. Jahrhunderts (vgl. Coates 2017: 28 f.).

In mehreren Beobachtungssequenzen fiel auf, dass Jugendliche sich, wenn sie Räume betreten oder bevor sie zu Gruppen hinzukommen, zuerst umsahen und sich auch teilweise suchend wirkend durch den Raum bewegten (vgl. Beobachtung. 2: Z 33-35; Beobachtung 7: Z 6-10), was ebenso Elemente des „Flâneurs“ enthält. In einer von mir ebenfalls beobachteten Situation schienen Jugendliche Ausschau nach anderen jungen Menschen zu halten. Als sie diese erblickten, gingen sie zielsicher auf sie zu und begrüßten sie mit Handschlag (vgl. Beobachtung 8: Z 6-7). In einer weiteren Situation habe ich registriert, dass die Jugendlichen den Raum um sich herum sehr genau beobachteten, sogar gewissermaßen „scannten“. Dies geschah auf unauffällige Weise beiläufig während ihres Gesprächs, während sie in einem Kreis zusammenstanden (vgl. ebd.: Z 7-10). In dieser Situation erkannte ein Jugendlicher beispielsweise frühzeitig, dass sich ein Polizist der Gruppe näherte, um eine Ausweiskontrolle durchzuführen und teilte dies den anderen Jugendlichen sofort mit. Es ging in dieser Situation darum, denjenigen der Gruppe einen Wink zu geben, die keinen Ausweis dabei hatten (vgl. ebd.: Z 10-13).

Eine weitere Tätigkeit neben dem „Flânieren“, ist das „Sitzen“ oder „Hängen“, was ebenso in den Erzählungen unterschiedlicher Jugendlicher über ihre

Tagesgestaltung vorkam und ich analog dazu auch häufig beobachtete (vgl. Beobachtung 5: Z 2-5; Beobachtung 6: Z 1-3). So meinte Yusuf: *„Ähm, wir gehen immer so spazieren, manchmal, oder beim Mci sitzen, oder (...) in Alterlaa auch sitzen“* (I2: Z 10-11). Anna beschrieb dazu: *„Ja, früher war ich da öfters. Da gibt's so Bänke, wo man sich hinsetzen konnte. [...] Nein. Jetzt ist auch fast niemand dort. [...] Jetzt ist es kalt dort“* (I5: Z 73-78). Und an anderer Stelle:

Nach dem Juzi. Wenn das Juzi zugesperrt ist, (...) dann Kaufpark, alle gehen dann Kaufpark und dann schauen wir mal, was wir machen, wenn ein paar Leute zusammenkommen, dann gehen wir in eine Shisha-Bar. [...] Und man trifft auch immer jemanden. Ich kenn dort immer wen (I5: Z 146-158).

In einer Beobachtungssequenz konnte ich sehen, wie mehrere Jugendliche im offenen Betrieb eines Jugendtreffs auf den Couches saßen, redeten, Snaps² machten und dabei lachten (vgl. Beobachtung 7: Z 9-11). Sie bewegten sich im beobachteten Zeitraum nicht weit von ihrem Platz weg, saßen dort, unterhielten sich und „hingen“ herum (vgl. ebd.: Z 20-226).

Auch in öffentlichen Freiräumen, etwa im Einkaufszentrum Kaufpark und insbesondere auf der dort vorhandenen Bühne und auf den Heurigenbänken sitzen oft verschiedene Jugendliche zusammen und verweilen für eine längere Zeit, während sie sich unterhalten oder Musik hören (vgl. Beobachtung 5: Z 34-38). Im Zusammenhang mit sitzen und „hängen“ dominieren im Untersuchungsfeld soziale Interaktionen, wie anhand der soeben angeführten Beispiele sichtbar wurde und in verschiedenen Beobachtungssequenzen und Interviews wiederholt festgestellt werden konnte. Diese Wahrnehmung korreliert mit der des Rechtswissenschaftlers und Sozialarbeiters Titus Simon, dass „Herumhängen“ eine wichtige Entspannungsfunktion haben kann, die oft mit einem Treffen der Clique und sozialen Kontakten verknüpft wird (vgl. Simon 2013: 152 f.). Auch in den Interviews wird dies beschrieben: *„Mit Freund[*inn]en ganz normal treffen, nach der Arbeit und ja, entspannen“* (I6: Z 10-16).

„Flanieren“ und „Hängen“ tritt teilweise in Kombination mit einer Konsumtätigkeit oder Infrastruktur wie WLAN auf. So saßen junge Menschen etwa in einem Fast-Food Lokal und aßen miteinander (vgl. Beobachtung 6: Z 1-4). Eine Jugendliche hat in einer Beobachtung ihr Handy an einer Steckdose an einer Säule im Einkaufszentrum

² Ein Snap ist eine Nachricht in der Form von Bildern oder kurzen Videos, welche über das App Snapchat verschickt werden.

angesteckt, welche eine der wenigen zugänglichen Steckdosen in der Umgebung ist, wie sie meinte (vgl. Beobachtung 1: Z 55-58). Anna untermauerte den Aufenthalt in einem Einkaufszentrum damit, dass es dort verschiedene Versorgungsmöglichkeiten gebe: „Ja, Kaufpark Billa, gibts alles, halt, Döner. (...) Also, halt, in Alterlaa. [...] Also, gute Essensversorgungen, wenn man Essen braucht“ (I5: Z 12-13) Auch das gratis zur Verfügung stehende WLAN des Einkaufszentrums und die Stromversorgung nannte sie als Vorzüge des Ortes (vgl. I5: Z 157-158).

6.7. Bewegungs-, spielbetonte und kreative Aneignungen

Sportliche und bewegungsbetonte Beschäftigungen stellen heutzutage in Parks und auf öffentlichen Plätzen präsen- und selbstverständliche Tätigkeiten dar. Historisch gesehen hat dies allerdings nicht immer den gesellschaftlichen Normen entsprochen: Mitte des 18. Jahrhunderts sorgten Turner*innen, die es wagten, auf öffentlichen Plätzen und in Parks zu turnen, für ein öffentliches Aufsehen, so schreibt der Sportwissenschaftler Hans-Ulrich Barde (2013: 181 f.). Fußball spielen im öffentlichen Raum wurde im 19. Jahrhundert noch von der Polizei verfolgt (vgl. ebd.). Wie Barde es feststellt, haben Sport und Bewegung in der Geschichte oftmals gesellschaftliche Normen in Frage gestellt und aufgebrochen (vgl. ebd.). Aber insbesondere Kinder und Jugendliche entwickeln dank und durch diese Aktivitäten kreative Aneignungen, die zu Umnutzungen von Räumen führen können (vgl. ebd.). In einem Park in Liesing nutzen insbesondere Jugendliche Räume großflächig zum Basketball und Fußball spielen (vgl. Beobachtung 3: Z 17-24). Die bewegungsorientierten Nutzungen erscheinen aufgrund des großen in Anspruch genommenen Raums als dominant. Reinhold Woditsch (2012) beschreibt in seiner Masterarbeit wechselseitige Interaktionen der Skateboardfahrer³ im Raum in der Stadt. Er zeigt in seiner Forschung am Beispiel von Wien, dass die Jugendlichen sich Räume nicht nur aneignen, sondern sie auch bewusst modifizieren (vgl. ebd.: 99 f.). Sie greifen performativ und temporär in öffentliche Räume ein, indem sie bestimmte Tricks vollführen und sie optimieren gegebene Strukturen für ihren Bedarf beim Skateboardfahren, indem sie beispielsweise Rillen mit Beton verspachteln (vgl. ebd.).

³ Es wurden in dieser Arbeit ausschließlich männliche Skatboardfahrer beforscht.

Analog dazu deuten auch die im Zuge dieser Forschungsarbeit beobachteten Scooter-Fahrer*innen vorhandene Gegenstände im Park als Obstacles⁴ um und greifen so modifizierend in Räume ein (vgl. Beobachtung 3: Z 25-32). Wie Barde meint, sind diese verschiedenen Bewegungsarten ein „*wichtiges Medium der Entwicklung und der Selbstpräsentation*“ sowie „*der körperlichen und sozialen Kompetenzentwicklung*“ (Barde 2013: 181). In den Interviews werden immer wieder sport- und bewegungsbetonte Nutzungen und Aneignungen im 23. Bezirk mit seinem genügend zur Verfügung stehenden Platz und seinen Möglichkeiten beschrieben (vgl. I1: Z 239-242; I8: Z 144-145). Dabei finden auch das Erlernen von sportlichen Tricks sowie ein sich gegenseitiges Zeigen derselben statt (vgl. Beobachtung 3: Z 30-35).

Auch spielbetonte Handlungen, welche sich teilweise mit den bewegungsbetonten überschneiden, werden in den Interviews thematisiert und als Aneignungsformen verstanden. So erzählten Emir und Vladi vom regelmäßigen gemeinsamen Fußball spielen mit Freund*innen im öffentlichen Raum (vgl. I1: Z 483-487; I9: Z 73-77). In der Phase der Jugend ist Spielen zwar weniger wichtig als in der Kindheit, das Spielen stellt dennoch eine relevante Freizeitbeschäftigung dar (siehe dazu unter anderem Witting 2013: 184 f.). Mehrere Interviewpartner*innen heben die Relevanz spielbetonter Aneignungen in Verbindung mit Jugendtreffs, aber auch in Verbindung mit konsumorientierten Angeboten hervor: Angelo bezeichnete Billard und Poker als Freizeitbeschäftigung seiner Wahl im Jugendtreff (vgl. I3: Z 21-22), Anna erwähnte Tischtennis spielen (vgl. I5: Z 130), als auch Bowling spielen in der Bowling Halle Alterlaa (vgl. I3: Z 25). In der teilnehmenden Beobachtung in Jugendtreffs fielen zudem auch Brettspiele sowie Konsolen- und Computerspiele im Single- sowie im Multiplayer- Modus auf (vgl. Beobachtung 2: Z 40-43; Beobachtung 6: 20-22).

Eine weitere kreative Aneignungsform, welche ebenfalls Elemente der Raumidentifikation und der Territorialität beinhaltet, stellen Graffitis dar, die ich während mehrerer Beobachtungssequenzen gesehen habe (vgl. Beobachtung 4: Z 7; Beobachtung 6: Z 42-43; Beobachtung 1: Z 10-11). Der Anthropologe Leeke Reinders beschreibt in seinem Text „Baby Bronks“ die Graffitis als kulturelle Praxis Jugendlicher der 2. Generation in einer Vorstadt von Paris, um sich den öffentlichen Raum der Stadt zu eigen zu machen (vgl. Reindeers 2010: 170). Für Reeinders

⁴ Ein Hindernis beim Skaten oder Scooter fahren.

stellen Graffitis eine Form der Kommunikation und darüber hinaus eine Möglichkeit dar, ein physisches Objekt in ein kulturelles Artefakt zu transformieren, wodurch zeitgleich ein Stück der eigenen Identität in der unmittelbaren örtlichen Umwelt verankert wird (vgl. ebd.: 164 f.). Reeinders fand heraus, dass Jugendliche mittels Graffitis auch mitunter kritische Nachrichten über ihre Lebenswelt hinterlassen (vgl. ebd. 170 f.). In meiner Forschung wurden insbesondere bildliche Motive, die als kreative Aneignung interpretierbar sind, beobachtet. Zu finden waren unter anderem Namen verschiedene Musikkünstler*innen fast ausschließlich aus dem Hip Hop sowie verschiedene (Spitz-)Namen vermutlich von Jugendlichen die den Park nutzen sowie 1230-Schriftzüge (vgl. Beobachtung 3: Z 20-22). Folgt man Reinders Argumentation, so deuten insbesondere die Namens- und 1230-Schriftzüge, welche die Postleitzahl des Bezirks Liesing darstellt, auf eine Identifikation mit dem Raum bzw. mit dem Bezirk hin und beinhalten gleichermaßen Elemente einer Territorialität. Letzteren Aspekt der Raumanneignung schildere ich in 8.3 ausführlicher.



Abbildung 3: Skate-Ramp im Fridtjof Nansen Park. Foto: Judit Fussi 2020.

Im 23. Wiener Gemeindebezirk gibt es im Unterschied zu den meisten anderen Wiener Gemeindebezirken keine legalen Wände, die Jugendlichen zum Sprayen zur Verfügung stehen⁵ Im Fridtjof-Nansen-Park wurden von verschiedenen Jugendeinrichtungen Spray-Aktionen durchgeführt, womit womöglich die hohe Dichte an Graffitis, welche zu einem guten Teil im Rahmen dieser Aktionen entstanden sind,

⁵ Eine Übersicht über die verfügbaren Wände ist auf <http://wienerwand.at> [10.10.2020] zu finden.

erklärbar ist.⁶ In den Interviews waren Graffitis aber ein eher untergeordnetes Thema. Die meisten Jugendlichen beschrieben, dass sie nicht spraysen, unter anderem, da die Räume von Securities kontrolliert werden wie in Alterlaa, sodass es keine Möglichkeiten gibt, dies unbemerkt zu machen (vgl. I3: Z 386-395). Anna bezeichnete Spraysen als „ur-unnötig“ (I5: Z 200-201) und sieht dies als Geldverschwendung (vgl. ebd.: Z 200-206).

Insbesondere an den „Places“ Alterlaa und den Jugendzentren wurde in diesem Kapitel sichtbar, wie bestimmte Raumanerkennungserfahrungen auch identifizierende Elemente aufweisen können, welche wiederum mit bestimmten Wahrnehmungen des Raums einhergehen. So assoziieren Jugendliche verschiedene Sozialisations- und Lernerfahrungen, welche sie im Zuge von Raumanerkennungen gemacht und welche sie geprägt haben und mit ihrer Identitätsbildung verbunden sind wie beispielsweise Mobbing-Erlebnisse beim Fußballspielen in der Wohnsiedlung, aber auch den Aufbau von Freundschaften beim regelmäßigen Abhängen in einem bestimmten Park mit den jeweiligen Orten im Sinne von Belinas „Places“. Diese Erfahrungen sind für sie gewissermaßen in den Raum eingeschrieben und untrennbar damit verknüpft, was diese Räume in ihrer Wahrnehmung gewissermaßen besonders und einzigartig macht. Als wichtige Orte für solche Sozialisationserfahrungen hebt ein Teil der Jugendlichen Rückzugsorte hervor, an welchen die Peer Group unter sich sein kann, andere wiederum betonen die Wichtigkeit des Kontakts zu Betreuungspersonen von Jugendtreffs dafür. Durch ihre Aufladung mit Bedeutungen, Erinnerungen und Gefühlen bilden „Places“ für die befragten Jugendlichen in Wien Liesing bisweilen starke Identifikationspunkt und fördern so Identifikationsprozesse mit den Orten, was sich wiederum an Bezeichnungen für öffentliche Räume wie „Heimat“ äußert.

Außerdem konnte ich zeigen, dass Jugendliche im Untersuchungsfeld ein eigenes Begriffsrepertoire entwickeln, um sich mit anderen Insider*innen über Orte zu verständigen. Dies kann als sprachliche Aneignung der Umwelt verstanden werden, was wiederum räumliche Identifikations- und Aneignungsprozesse begünstigt. Junge Menschen nehmen die Räume des Untersuchungsfeldes oftmals als für sie bedeutungsvolle Orte der Kommunikation und Interaktion wahr. So haben manche Orte die Funktion einer Informationsdrehzscheibe, wo junge Menschen Neuigkeiten

⁶ Mehr Informationen zu den Spray-Aktionen sind unter: <https://www.rdk-wien.at/liesing.html> [10.10.2020] zu finden.

erfahren. Jugendliche verleihen den Orten konkrete Bedeutungen und eignen sie sich an, indem sie diese zu „Treffpunkten“ oder zu einem „Hotspot“ für sie machen.

7. Aneignungs(-un)möglichkeiten

Chombart de Lauwe hat den Aneignungsbegriff in den Raumwissenschaften wesentlich mitgeprägt (siehe 3.3). Er bezeichnete Raumaneignung als *„Resultat der Möglichkeit, sich im Raum frei bewegen, sich entspannen, ihn besitzen zu können [...]“* und hebt damit den Stellenwert von Potentialen hervor, die Räume haben müssen, um erfolgreich angeeignet werden zu können (vgl. Chombart de Lauwe 1977: 6). In diesem Sinn spreche ich nun hier Assoziationen in Zusammenhang mit Räumen, wie eine Möglichkeit, Offenheit und Freiheit an, da es sich dabei um eine zentrale Voraussetzung für gelingende Raumaneignungen und -identifikation handelt. Hierbei ist die Perspektive Jugendlicher auf Mitbestimmung hinsichtlich Raumgestaltung, wie ich in Abschnitt 7.2 beleuchte, besonders bedeutsam (vgl. Muri / Friedrich 2009: 151; Frey 2010: 5). Auch, wenn wie oben gezeigt wurde, die Infrastruktur gegenüber den sozialen Qualitäten eines Raums eine deutlich untergeordnete Rolle für Jugendliche zu haben scheint, so wird sie dennoch in verschiedenen Interviews als Faktor angesprochen, welcher förderlich oder hinderlich für Raumaneignungen und -identifikationen ist. Dies werde ich in Abschnitt 7.3 detaillierter ausführen.

7.1. Assoziation von öffentlichen Räumen mit Freiheit, Offenheit, Entfaltungsmöglichkeit

In meiner Forschung konnte ich feststellen, dass die Jugendlichen in den Interviews häufig bestimmte Räume und das „Rausgehen“ mit gewissen Freiheiten und Aneignungsmöglichkeiten in Verbindung bringen. So sagte Adam über einen Park: *„[...] ich geh halt dort hin, weil ich dort machen kann, was ich will“* (I6: Z 144-145) Und: *„[...] weil ich wusste, dort kann ich machen, was ich will und ich kann mich austoben und es stört auch keinen. Das, ja, das war cool, einfach nur das“* (I6: Z 78-80). Diese Freiheit, zu tun, was sie möchten und dabei niemanden zu stören, aber im Umkehrschluss auch nicht gestört zu werden, ist auch für Emir und Angelo ein zentraler Aspekt, den sie an von ihnen geschätzten Orten wahrnehmen (vgl. I1: Z

286-292; I3: Z 293-295). Demnach verbinden Jugendliche eher dann Freiheiten und Handlungsmöglichkeiten mit Räumen, wenn sie dort ungestört allein oder mit Freund*innen sein können (vgl. ebd.). Diese Orte stellen also Rückzugsorte dar, welche wiederum auch mit der Möglichkeit des Entspannens und Abschaltens assoziiert werden (vgl. I6: Z 23-26).

Auch der Aspekt, innerhalb eines Raums ausreichend Platz für sich zu finden, wird mit Wohlbefinden und verschiedene Aneignungsmöglichkeiten assoziiert (vgl. I3: Z 472-473). Herlyn et al. kommen auch zu dem Ergebnis, dass sich das Möglichkeitsspektrum eines Ortes auf dessen Aneignungspotential auswirkt (vgl. Herlyn et al. 2003: 227). Daraus könnte abgeleitet werden, dass Orte, die mit Freiheit und Möglichkeiten assoziiert werden, tendenziell auch Orte sind, die bessere Aneignungsmöglichkeiten bieten. Verschiedene Interviewpartner*innen in meiner Forschung schrieben insbesondere den Jugendtreffs vielfältige Entfaltungsmöglichkeiten zu. So meinte Lisa:

Also, von den Angeboten bis meine Leute, die auch hier [Anm. JF: im Jugendtreff] sind und mit denen ich rede. Also, das ist schon für mich das Beste. [...] Billard, Tischfußball, die Möglichkeiten einfach hier. [...] Wir haben verschiedene Räume, wir können hier alles machen. Bis auf Beatbox haben wir wirklich alles hier. (...) Da ist nichts offen, wo ich sagen würde, das könnt's jetzt noch dazu machen, oder, das wäre cool. Ich muss sagen, das haben sie sehr gut gemacht (I10: Z 59-65).

Auch Alterlaa als konkreter Ort wird von verschiedenen Interviewpartner*innen mit vielfältigen Nutzungsmöglichkeiten wie beispielsweise als geselliger Treffpunkt mit Infrastruktur zum Einkaufen, Essen, der kostenlosen Nutzung des WLANs, zum Spielen in der Bowling-Bahn sowie in dem dort ansässigen Jugendzentrum in Verbindung gebracht (vgl. I5: Z 145-158; I9: Z 14-16).

Ein weiterer Aspekt, der auf eine gewisse Offenheit von Räumen hindeutet und oft erwähnt wird ist, wenn möglichst unterschiedliche Personen ohne Einschränkungen in diesen willkommen sind: Yusuf, Alex und Vladi betonen, dass in ihrer Wahrnehmung Menschen unabhängig von Aussehen oder Herkunft in den öffentlichen Räumen die sie nutzen, willkommen sind (vgl. I2: Z 182; I8: Z 172-177; I9: Z 26-30). Auffallend ist, dass hinsichtlich der Offenheit die Jugendlichen dieselben Räume genannt haben. Diese werden dann von allen mit vielfältigen Aneignungsmöglichkeiten assoziiert und es sind Orte, die sich aufgrund des hohen

Stellenwertes, den sie für die Jugendlichen einnehmen, als relevante „Places“ profiliert haben.

Diese Räume – Alterlaa (vgl. I8: Z 172-177; I9: Z 26-30) und die Jugendtreffs (I2: Z 182) – scheinen aus mehreren Gründen besonders stark mit Offenheit, Freiheit und Entfaltungsmöglichkeiten assoziiert zu werden, wie Alex beschreibt:

Alterlaa ist Multi-Kulti, da ist jeder willkommen, egal von wo man kommt, welche Hautfarbe man hat, Hauptsache man kann sich gut benehmen. Dann ist man überall willkommen, egal wo (...) [...] Ja. Hier sind überhaupt die Leute sehr offen (I8: Z 172-177).

Mehrere Jugendliche betonten in den Interviews, dass sie niemanden aufgrund ihrer Herkunft ausschließen wollen und dies auch in ihrer Peer Group in öffentlichen Räumen, wo sie sich aufhalten, üblicherweise so gehandhabt wird (vgl. I9: Z 26-30; I2: Z 182). Sie schätzen die Vielfalt an Wien und in den Räumen des 23. Bezirks, die sie beschreiben. Für sie zählt in der Interaktion miteinander viel mehr, wie sich ein Mensch verhält, als dessen Herkunft (vgl. I8: Z 172-177). Insbesondere Jugendtreffs werden als sehr offene und zugängliche Orte beschrieben. So meint Christiano: *„Weil, Juzi ist offen für alle und es sind alle willkommen (...) egal, welche Gruppe“* (I7: Z 175-176). Auch von Yusuf und Lisa wird dies bestätigt (vgl. I2: Z 184; I10: Z 137-143).

7.2. Die Mitbestimmungsmöglichkeiten in Wien

Verschiedene Jugendliche thematisierten Mitbestimmungsmöglichkeiten hinsichtlich der Gestaltung der von ihnen genutzten öffentlichen Orte und äußerten den Wunsch, Ideen einbringen zu können. Muri und Friedrich konstatieren, dass erfolgreiche Aneignungs- und Identifikationsprozesse in Räumen unter anderem von den Beteiligungsmöglichkeiten abhängen (vgl. Muri / Friedrich 2009: 151). Frey betrachtet es ebenso als zentralen Aspekt der Raumaneignung, Räume aktiv zu gestalten und diese Gestaltung mitzubestimmen (vgl. Frey 2010: 5).

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass der Begriff der Partizipation im Zuge einer inflationären Begriffsverwendung immer unschärfer verwendet wird und im Zuge dessen oft ein reines Mitmachen und kein Mitentscheiden im Sinne eines tatsächlichen eingebunden Seins in Entscheidungsprozesse darunter verstanden

wird (siehe 5.3.1). Während meiner Forschung zeigte sich aber, dass der Großteil der befragten Jugendlichen unter Mitbestimmung sehr wohl versteht, Entscheidungsmöglichkeiten zur Verfügung zu haben und dies nicht auf ein Mitmachen begrenzt (vgl. I1: Z 548-557; I2: Z 227-245; I3: Z 189-192, I7: Z 131-133). Allerdings sieht die Mehrheit der befragten Jugendlichen wenig bis keine echten Mitbestimmungsmöglichkeiten für sich hinsichtlich der Gestaltung ihrer genutzten öffentlichen Räume, wenn diese ihren Bedürfnissen entsprechen sollen (vgl. I1: Z 548-557; I3: Z 189-192; I8: Z 160). So äußerte Emir:

Ich finde zum Beispiel, dass [...] wenn so im Jugendtreff geredet wird, was können wir verändern, ist e gut gemeint, kann man höchstwahrscheinlich eine Wand bemalen oder kann man, keine Ahnung, irgendwelche längeren Öffnungszeiten für einen Käfig⁷ bekommen. Das find ich so was von unnötig, so (...) man könnte so viel mehr machen, aber als Jugendlicher kann man hier nicht viel außer eine Wand bemalen (I1: Z 548-557).

Emir beschreibt, dass er, um seinen Wunsch nach mehr Lokalen im 23. Bezirk erreichen zu können, lediglich die Möglichkeiten sieht, entweder selbst Politiker zu werden, oder – mit ausreichendem Kapital – als Unternehmer ein Lokal zu eröffnen (vgl. I1: Z 140-142). Er beschreibt Versuche der Partizipation beispielsweise in Jugendtreffs als „gut gemeint“ (I1: Z 550), schätzt jedoch die Möglichkeiten zu tatsächlichen Veränderungen als sehr gering ein und bedauert, dass es für Jugendliche sehr wenige Mitbestimmungsmöglichkeiten gibt. Angelo sieht das ähnlich und bedauert, dass jungen Menschen in dieser Hinsicht von Seiten der Politik sehr wenig zugetraut wird: „*weil (...) wir sind ja noch jung [...] wir werden auch nicht anerkannt von Politiker[*inne]n*“ (vgl. I3: Z 189-192). Seiner Meinung nach haben Jugendliche oftmals interessante kreative Ideen zur Gestaltung von Räumen, welche jedoch seiner Ansicht nach nicht gehört werden (vgl. ebd.).

Das multidisziplinäre Team bestehend aus Petra Neuhold, Paul Scheibelhofer, Julia Edthofer, Assimina Gouma und Bettina Prokop kommt in der Studie: „Das geheime Leben der Grätzeln. Jugendliche Perspektiven auf Produktion, Regulation und Aneignung von urbanem Raum“ zu dem Ergebnis, dass Jugendlichen aufgrund ihres Alters oft politische Unmündigkeit zugeschrieben wird (vgl. Edthofer et al. 2014: 34 f.). Betrachtet man hier die Intersektion mit anderen Differenzkategorien, so werden insbesondere Jugendliche in statusniedrigeren Schulen wie Mittelschulen sowie jene Jugendliche, welchen eine „kulturell“ nicht österreichische Herkunft zugeschrieben

⁷ Dabei handelt es sich um vergitterte Fußball- oder Basketballsportanlagen in Parks der Stadt Wien.

wird, zu Personen ohne ernstzunehmende Anliegen und Interesse degradiert (vgl. ebd.). Ihnen wird das Recht zur Mitgestaltung der Städte, in denen sie leben, tendenziell eher abgesprochen (vgl. ebd.). In meiner Forschung liegt keine repräsentative Stichprobe vor, um ähnliche Aussagen treffen oder widerlegen zu können. Wie ich später genauer darstelle, thematisieren verschiedene Jugendliche Diskriminierungen und Benachteiligungen aufgrund einer zugeschriebenen „Herkunft“ oder „Kultur“, welche von der vermeintlichen österreichischen Mehrheitsgesellschaft abweicht, in anderen von ihnen erlebten Alltagssituationen. Hinsichtlich Mitbestimmung werden solche Erfahrungen nicht thematisiert. Dies kann verschiedene Ursachen haben: Womöglich ist keine derartige Benachteiligung im untersuchten Gebiet vorhanden oder die Interviewpartner*innen schreiben diesem Aspekt nicht die notwendige Relevanz zu, um ihn anzusprechen. Oder Diskriminierungen sind in diesem Kontext zwar vorhanden, jedoch sprechen die Interviewpartner*innen sie nicht an oder sie sind sich nicht darüber bewusst.

Yusuf schildert in einem Interview eine positive Erfahrung, die er hinsichtlich Mitbestimmung gemacht hat (vgl. I2: Z 227-245): Er hat mit seiner Peer Group mit Hilfe von Jugendtreff-Betreuer*innen einen Fußballplatz erkämpft, indem die jungen Menschen ein Video zur Untermauerung ihres Anliegens gemacht und die Jugendtreff-Mitarbeiter*innen dieses an den Bezirksvorstand weitergeleitet haben (vgl. ebd.). Die Jugendtreff-Mitarbeiter*innen werden hier als Ressource bei der Durchsetzung der Wünsche und Bedürfnisse der Jugendlichen gegenüber der Bezirkspolitik wahrgenommen (vgl. ebd.). Christiano beschreibt Möglichkeiten zur Mitbestimmung und Mitgestaltung im Jugendtreff beispielsweise hinsichtlich der Programmgestaltung oder der Planung und Durchführung von Veranstaltungen (vgl. I7: Z 122-133). Das durchaus durch langjähriges Bestehen im Bezirk etablierte Projekt „Word Up!23“ sowie das Projekt „Werkstadt junges Wien“ werden in keinem der Interviews als Beteiligungsmöglichkeiten erwähnt. Mögliche Hypothesen dazu sind etwa, dass die Reichweite der Projekte nicht so hoch ist, sodass die befragten Jugendlichen die Projekte nicht kennen, oder dass sie in den Projekten wenig für sie attraktive Möglichkeiten zur Mitbestimmung und -gestaltung sehen, oder dass sie die Projekte zwar wahrnehmen und möglicherweise auch mitmachen, diese aber nicht mit Mitbestimmungsmöglichkeiten assoziieren.

Jugendliche identifizieren inzwischen – wie mehrere Studien es zeigen – stärkere Mitbestimmungsmöglichkeiten für sich als noch vor zehn Jahren (siehe Rieker et al. 2016a: 7 f.). Allerdings unterscheidet sich dies in den jeweiligen Lebensbereichen stark (vgl. ebd.). Während sie in der Familie umfassende Mitsprachemöglichkeiten wahrnehmen, erkennen sie sowohl im schulischen Kontext als auch hinsichtlich der Gestaltung des Wohnumfeldes und politischer Entscheidungsmöglichkeiten geringe Partizipationsmöglichkeiten (vgl. ebd.). Die Aussagen, die die Interviewpartner*innen in meiner Forschung in Wien Liesing über Partizipationsmöglichkeiten getroffen haben, entsprechen diesem Trend, dass sie hinsichtlich des öffentlichen Raums und Lebens wenige Möglichkeiten zur Partizipation sehen. Im Jugendtreff korrelieren angesprochene Mitbestimmungsmöglichkeiten mit empfundenen Aneignungsmöglichkeiten.

7.3. Zum Einfluss der Infrastruktur auf die Aneignungsmöglichkeiten

Wenn, wie oben dargelegt, die Entfaltungsmöglichkeiten eines Ortes auf dessen Aneignungspotential verweist, so könnte man umgekehrt meinen, dass mangelnde Möglichkeiten von bestimmten Orten hinderlich für Aneignungen sein können oder sogar Aneignungsbarrieren darstellen. Im Zusammenhang mit dem Möglichkeitsspektrum wurden in 7.1 Infrastrukturen wie sportliche Ausstattung (vgl. I10: Z 59-65) oder Einkaufsmöglichkeiten (vgl. I5: Z 145-158) als förderlich für Raumaneignungen genannt. Auf der anderen Seite wird von einigen Jugendlichen mangelnde Infrastruktur als Hindernis beschrieben, um Räume nach ihren Bedürfnissen nutzen zu können (vgl. I1: Z 355-356; vgl. I2: Z 221; I4: Z 315-322, I5: Z 280). Mehrere Interviewpartner*innen äußern daher den Wunsch, bestimmte Infrastrukturen einzurichten, oder bereits bestehende – aber als unzureichend empfundene Angebote – zu vergrößern oder auszubauen:

Emir beschreibt den 23. Bezirk als „*leeren Bezirk*“ (I1: Z 40) und an anderer Stelle als „*toten Bezirk*“ (I1: Z 148). Er führt dies folgendermaßen aus: „*Verstehst du, was ich mein, so langweilig ist dieser Bezirk. Du hast gar keine Möglichkeiten, du musst es dir selber erschaffen*“ (I1: Z 355-356). Für ihn scheint der öffentliche Raum in Wien Liesing mit sehr wenigen Dingen, die er gerne nutzt, verbunden zu sein. Er hält sich

daher eher in anderen Bezirken auf, in denen er mehr Nutzungs- und Aneignungsmöglichkeiten sieht (vgl. I1: Z. 30-32). Emir, Jasmin und Anna wünschen sich im 23. Bezirk insbesondere eine stärker konsumorientierte Infrastruktur wie Läden und Geschäfte oder Shopping Zentren, die ihre Altersgruppe stärker als die bereits vorhandenen ansprechen (vgl. I1: Z 361-371; I4: Z 315-322; I5: Z 280). Treffpunkte, die konsumorientiert sind und Möglichkeiten zu Gesellschaftsspielen bieten, wie Bars mit Billard-Tischen oder eine Shisha-Lounge sind ebenso gefragt (vgl. I1: Z 106-107; I5: Z 262-264).

Yusuf äußerte den Wunsch, bestehende Jugendtreffs zu vergrößern (I2: Z 46-47) oder zusätzliche Jugendtreffs in Bezirksteilen, wo es bisher keine gibt, zu eröffnen (vgl. I2: Z 221). Auch Angelo bestätigte dies:

Hier zum Beispiel, dass man unser Juzi ein bisschen größer macht, das wäre besser, ist ja nur ein Container, in Liesing zum Beispiel könnte man auch einen [...] Raum machen, [...] so wie hier [...], wenn's sowas wie hier geben würde, dann wär's auch glaub ich viel ruhiger, weil alle da hingehen würden (I3: Z 162-171).

Jasmin kritisierte die schlechte Anbindung öffentlicher Verkehrsmittel ihres Wohngebiets am Stadtrand in Inzersdorf, was sie als einschränkend in ihrer Mobilität erlebt:

[...] mit den Verkehrsmitteln, etwas besser aufbauen, sodass man sich nicht wirklich hier ausgeschlossen fühlt, wenn man hier wohnt (...) weil es ist halt wirklich (...) wenn man zum Beispiel im 10. wohnt, dann ist man in 10 Minuten am Stephansplatz oder (...) in den 11. kann man auch leicht kommen, aber hier [...] die Busse, die hier nach Alterlaa fahren, fahren dann am Sonntag jede halbe Stunde, ist halt wirklich wie in so einem Dorf, (...) da musst du ganz nach vor zur 66a Bus-Haltestelle. [...] Nachtbus, hält auch nicht hier an (I4: Z 296-306).

Für sie geht diese mangelnde Mobilität aufgrund der schlechten Anbindung mit einem Gefühl des Ausschlusses einher. Zusammenfassend kann konstatiert werden, dass Infrastruktur sich im Untersuchungsfeld förderlich oder hinderlich auf Raumaneignungen und -identifikationen auswirkt.

Zusammenfassend wurden in diesem Kapitel – wie anhand von Alterlaa und den Jugendtreffs gezeigt werden konnte – Interferenzen zwischen der Wahrnehmungsebene und der Identifikations- und Aneignungsebene von Räumen sichtbar. Beide Sorten von „Places“ werden als sehr offene Orte wahrgenommen und stellen wie dargestellt gleichzeitig beliebte Aneignungs- und Identifikationsorte dar. Ausgehend von einem gemeinsamen Vorkommen der verschiedenen

Raumprozesse, kann festgestellt werden: Räume, welche eine gewisse Offenheit für alle möglichen Menschen und Aneignungsmöglichkeit bieten, erfreuen sich gleichzeitig bei Jugendlichen einer gewissen Beliebtheit, werden mit Erfahrungen und Erlebnissen aufgeladen und bekommen eigene Namen. Diese Namensgebungen wiederum steigern die Identifikation mit den Räumen.

Gewisse Infrastrukturen – wie etwa sportliche Ausstattung in Parks – erleben die Jugendlichen als förderlich für ihre Raumanneignung, wohingegen sie mangelnde Infrastruktur wie fehlende Einkaufsmöglichkeiten oder eine mangelnde Anbindung an den öffentlichen Verkehr – was für sie mit einer eingeschränkten Mobilität einhergeht – hinderlich für ihre Aneignung öffentlicher Räume sehen.

Hinsichtlich der Mitbestimmung über die öffentlichen Räume, die die Jugendlichen nutzen, sehen die meisten Befragten sehr beschränkte Möglichkeiten und fühlen sich meist von Seiten der Stadtpolitik und Stadtplanung nicht einbezogen. In den Jugendtreffs sehen sie tendenziell mehr Mitgestaltungsmöglichkeiten. Die meisten befragten jungen Menschen verstehen unter Mitbestimmung sehr wohl, eigene Ideen einzubringen und mitzugestalten und würden sich dies für die von ihnen genutzten öffentlichen Räume auch wünschen.

8. Die machtvollen Raumprozesse

Folgt man Bourdieus und Masseys Verständnis des sozialen Raums, so sind Räume stets von Machtverhältnissen und -kämpfen durchzogen (vgl. Bourdieu 1985 [1984]: 27 ff.; Massey 2007: 114 ff.). Im Laufe des Forschungsprozesses traten unterschiedliche Phänomene auf, die als machtvolle Prozesse betrachtet werden können, wie sie sich in öffentlichen Räumen manifestieren. Da die Jugendlichen ihnen in ihren Raumwahrnehmungen eine hohe Präsenz und Relevanz zugesprochen haben und sie sich auf unterschiedliche Art auf ihre Raumaneignungen auswirken, widme ich ihnen ein eigenes Kapitel.

In den nun folgenden Abschnitten beschreibe ich informelle und formelle Raumregulationen (8.1), sowie Konflikte in umkämpften Räumen (8.5). Außerdem stelle ich formelle Raumkontrollen (8.2) und Diskriminierungen (8.4), die im Forschungsfeld mit Verdrängungen und Raumausschlüssen verbunden sind, dar. Bestimmte mit machtvollen Prozessen einhergehende Aspekte wurden besonders oft und ausführlich von meinen Interviewpartner*innen thematisiert und waren auch in der teilnehmenden Beobachtung feststellbar. Dabei handelte es sich vor allem um räumliche Prozesse im und rund um den Kaufpark Alterlaa, die die Interviewpartner*innen meiner Forschung stark mit Platzverweisen und Verdrängungen assoziieren. Aufgrund der Aussagen der Jugendlichen stelle ich den Kaufpark Alterlaa in Abschnitt 8.3 als Fallbeispiel dar, in dem formelle Raumkontrollen und die Ausübung von räumlicher Territorialität deutlich sichtbar werden.

8.1. Informelle und formelle Raumregulationen

Informelle Verhaltensregeln, welche in öffentlichen Räumen gelten, sind für Außenstehende meist nicht sofort sichtbar, sondern werden innerhalb der Gruppe, die den Raum nutzt, vereinbart. Mehrere Interviewpartner*innen betonten dahingehend die Wichtigkeit eines respektvollen Umgangs miteinander sowie die

Einhaltung der Verhaltens- und Umgangsregeln, auf die sich die Raumnutzer*innen geeinigt haben (vgl. I3: Z 201-312; I7: Z 162-167). „Respektvoller Umgang“ wird beschrieben als: niemanden zu beleidigen oder zu beschimpfen (vgl. I3: Z 310), persönliche Grenzen zu wahren (vgl. I1: Z 571-572) und die Meinung anderer zu respektieren (vgl. I10: Z 138-139). Anders verhält es sich mit formellen Raumregulationen, wie offiziellen Ge- und Verboten, etwa den Verboten von Gewalt oder Diskriminierungen. Diese hängen in verschiedenen Jugendtreffs oftmals sichtbar für alle Nutzer*innen im Raum (vgl. Beobachtung 2: Z 6-9; Beobachtung 7: Z 6-8).

Zu einer funktionierenden gemeinsamen Raumnutzung gehört es auf jeden Fall, die Bedürfnisse anderer Jugendlicher und Gruppen zu respektieren und deren Grenzen zu wahren. Der Raum des Jugendtreffs wird primär von Mitarbeiter*innen der meist von der Stadt Wien und dem 23. Bezirk finanzierten Jugendtreffs reguliert, was gewissermaßen formelle Raumregulationen darstellt (vgl. Beobachtung 2: Z 51-61). Manche Jugendliche fordern die Einhaltung der von den Besucher*innen der Jugendtreffs gemeinsam mit den Mitarbeiter*innen aufgestellten Umgangsregeln ein und unterstützen das im äußersten Fall verhängte Hausverbot bei deren Nichteinhaltung (vgl. I7: Z 162-167). Christiano ist beispielsweise dafür, gegen Jugendtreff-Nutzer*innen ein Hausverbot auszusprechen, wenn sie andere diskriminieren und beschimpfen (vgl. I7: Z 176-178). Für Lisa sind die Umgangsregeln, welche im Jugendtreff etabliert wurden, ein essentielles Mittel, um das Wohlbefinden aller Nutzer*innen zu garantieren und um einen sicheren Ort frei von Erniedrigungen und Diskriminierungen zu schaffen (vgl. I10: Z 33-35). Diese Regeln bzw. die Aussprache eines Hausverbots stellen gewissermaßen einen Raumausschluss dar: Mit einem Hausverbot dürfen die Räumlichkeiten des Jugendtreffs – meist vorübergehend – nicht mehr betreten werden, wie ich das selbst beobachten konnte (vgl. Beobachtung 2: Z 62-70).

So konnte ich auch einmal beobachten, wie Jugendliche das Anrecht auf ihren für sie definierten Raum – beispielsweise das Zeitfenster im Jugendtreff, das ausschließlich für ihre Altersgruppe reserviert war – einforderten und sie verlangten, dass ältere Jugendliche währenddessen das Jugendtreff verlassen sollten (vgl. Beobachtung 2: Z 48-51). Umgekehrt schilderte Lisa, dass sie mit anderen Besucher*innen in ihrem Alter – sie meinte damit Jugendliche die 16 Jahre sind oder älter – eine gemeinsame

Unternehmung mit den Jugendtreff-Mitarbeiter*innen ohne jüngere Jugendliche machen wolle. Die Gruppe beansprucht also ebenso „ihren“ angeeigneten Raum gegenüber einer anderen Gruppe für sich (vgl. I10: Z 84-89). Die Jugendlichen wurden in den soeben angeführten Beispielen während meiner Forschung zu aktiven (Mit-)Gestalter*innen einer konkreten formellen Raumregulation. Vladi beschrieb etwa, dass er sich früher nicht getraut hätte, vor älteren Jugendlichen zu rauchen und sich mit seinen Freund*innen immer zum Rauchen vor diesen versteckt hat (vgl. I9: Z 108-111). Vladi erzählt nun, wie er heute die Einhaltung von Verhaltensregeln von Jüngeren abverlangt:

[...] wir Älteren, wir achten da schon darauf, also, wenn die Kids da öfter Probleme machen.
[...] dass klar ist, dass hier eine normale Gegend ist, wo die älteren Leute nicht Angst haben müssen, wenn sie jetzt zum Billa gehen müssen (I9: Z 35-38).

Ein gegenseitiges Einfordern von Regeln im Umgang miteinander in gemeinsam genutzten Räumen entweder durch (ältere) Jugendliche oder durch Jugendtreff-Mitarbeiter*innen war im Forschungsfeld durchaus vorhanden. Dies lässt sich unter dem Begriff der „sozialen Kontrolle“ subsummieren: Soziale Kontrolle wird in der Literatur als die Summe an „*Maßnahmen der Prüfung und Überwachung*“ (Köck / Ott 1997: 387) verstanden, um ein Verhalten, das den sozialen Normen entspricht, zu garantieren bzw. um ein davon abweichendes Verhalten zu sanktionieren (vgl. ebd.). Durch soziale Kontrolle sollen Gesellschaftsmitglieder von einer mit Machtmitteln ausgestatteten Gruppe zu normkonformem Verhalten gebracht werden, während abweichendes Verhalten verhindert oder reduziert werden soll (vgl. ebd.). Diese soeben beschriebenen Formen der sozialen Kontrolle waren im Forschungsfeld – wie am Beispiel des Einforderns eines respektvollen Umgangs oder des Nicht-Rauchens von jüngeren Jugendlichen gezeigt wurde – durchaus vorhanden.

8.2. Die formellen Raumkontrollen

Ein von den soeben beschriebenen tendenziell informellen Raumregulationen sich vollkommen unterscheidendes Phänomen ist das der formellen Raumkontrollen durch die Polizei oder durch private Sicherheitsdienste.

Der Großteil der Interviewpartner*innen in meiner Forschung beschreibt eine bestimmte Form der formellen Raumkontrolle – bestehend aus Ausweiskontrollen

und Durchsuchungen durch die Polizei im öffentlichen Raum – im gesamten 23. Bezirk, aber insbesondere rund um die U-Bahnstation Alterlaa (vgl. I1: Z 525-533; I3: Z 221-239; I5: Z 51-70; I6: Z 44-47; I7: Z 31-33; I8: Z 38-40). Es wurde bereits dargestellt, dass Alterlaa ein relevanter „Place“ für Jugendliche ist, der mit vielen Bedeutungen aufgeladen ist und dem vielseitige Aneignungsmöglichkeiten zugeschrieben werden (siehe 7.1-7.3). Nun ist dieser Ort gleichzeitig einer, welcher in der Wahrnehmung der Jugendlichen einen zentralen Punkt formeller Kontrollen durch die Polizei darstellt: Für einige Jugendliche richtet sich diese Art der formellen Kontrolle in Alterlaa gezielt gegen junge Menschen. So meinte Adam:

Also, unangenehm ist es halt einfach, [...] wegen der Polizei. (...) Du musst einfach nur jugendlich sein und vielleicht ein bisschen auffallen, und sofort kommt's zu einer Kontrolle (I6: Z 44-47).

Dabei sprachen Jasmin (vgl. I4: Z 376-395) und Alex an, dass insbesondere Jugendliche mit einem bestimmten „äußeren Erscheinungsbild“ (I8: Z 87) eher kontrolliert werden. Hierbei geht es laut Alex um Kriterien wie die Kleidung:

Ja, wenn du jetzt im Mantel dort bist, dann wird dich keiner kontrollieren oder deppert anschauen. (...) Aber, wenn du jetzt mit Jogginghose und der Zigarette im Mund stehst und mit deiner Bomberjacke und die Kappe falschherum, dann wirst du schon angeschaut oder kontrolliert (I8: Z 77-80).

Auch die Anzahl der Jugendlichen, die zusammenstehen, ist für Alex ein relevantes Kriterium hinsichtlich Polizeikontrollen:

[...] wenn man zu zweit ist, zum Beispiel ich mit einem Freund, dann werden wir nicht kontrolliert, aber wenn ich sehe, mehrere Jugendliche an einem Ort [...] dann werden sie leichter kontrolliert (I8: Z 83-87).

Jasmin teilte mir mit, dass Burschen wesentlich stärker von formellen Kontrollen und auch Platzverweisen betroffen sind als Mädchen (vgl. I4: Z 264-272). Dieser geschlechtsspezifische Aspekt wurde allerdings von anderen Interviewpartner*innen im Zusammenhang mit formellen Kontrollen nicht artikuliert.

Während, wie oben dargestellt, Jugendliche – vorwiegend informelle – Raumregulationen meist positiv erleben, werden formelle Raumkontrollen im Allgemeinen mit unangenehmen Gefühlen in Verbindung gebracht (vgl. I3: Z 210-213; I5: Z 174-183). Angelo beschreibt in diesem Zusammenhang Gefühle des zur Schau gestellt Werdens, da die Kontrollen im öffentlichen Raum „vor der Öffentlichkeit“ (I3: Z 222) stattfinden und somit mit einer gewissen Stigmatisierung

verbunden sind: „Ja, dann denken sie gleich, wir sind Kriminelle“ (I3: Z 228), oder: „Das [die Polizeikontrolle im öffentlichen Raum] war mir unangenehm, weil, dann ist das klischeehaft, Ausländer“ (I3: Z 239-240). Anna meinte: „Weil alle denken, wenn man da so sitzt (...) hat man Drogen dabei oder so“ (I5: Z 176-177).

Ein häufiges kontrolliert werden insbesondere vor den Augen von Passant*innen geht für die interviewten Jugendlichen mit vorschnellen Verdächtigungen einher. Die Interviewpartner*innen beschreiben hier einen Prozess der Kriminalisierung ihrer Person oder einer Gruppe, der sie vermeintlich angehören, sowie die Assoziation mit dem Ort als delinquent oder kriminell.

Christiano beschrieb, dass es häufig die gleichen Polizist*innen sind, welche jene immer gleichen jungen Menschen, die sich in Alterlaa regelmäßig aufhalten, kontrollieren (vgl. I7: Z 31-33). Also sie kontrollieren die Jugendlichen, die sie bereits kennen. Alex sieht den Grund der häufigen Kontrollen der immer gleichen Personen in einer gewissen Kriminalitätsfurcht:

Ich vermute einfach, Paranoia (...) oder einfach, das Streben nach Sicherheit, obwohl es eh sicher ist. Aber viele besorgte Nachbar[*inne]n [...] und sie gehen dem halt nach (I8: Z 38-40).

Im Falle meiner Forschung wird Alterlaa in verschiedenen Interviews als sehr stark kontrollierter Raum beschrieben (vgl. ebd.). In mehreren Beobachtungssequenzen hat sich dieser Eindruck bestätigt (vgl. Beobachtung 5: Z 5-11; Beobachtung 8: Z 18-27; Beobachtung 11: Z 19-280). Gleichzeitig gibt es – wie bereits dargestellt – Interviewaussagen darüber, dass der Ort insbesondere von Passant*innen und Anrainer*Innen als „kriminell“ wahrgenommen wird (vgl. I3: Z221-239; I5: Z 174-183). Nach dem bisherigen Stand des Wissens in diesem Forschungsbereich kann kein wirklicher Zusammenhang zwischen subjektiv wahrgenommener und tatsächlich vorhandener Kriminalität an einem Ort hergestellt werden (siehe unter anderem Belina 2006: 82 f.; Rolfes 2003: 16 f.).

In solchen Bezeichnungen von Personen als „kriminell“ und eines Raumausschnittes als „gefährlichen Ort“ wie beides in meiner Forschung vorkommt, erkennt Belina Abstraktionsprozesse (vgl. Belina 2006: 102 f.): Denn – wie er meint – werden hierbei von einem Gegenstand lediglich bestimmte Aspekte isoliert, während alle anderen Eigenschaften ausgeklammert werden (vgl. ebd.). Belina sieht in diesen Abstraktionsprozessen kriminalpolitische Interessen, da damit staatliche Strategien

der Überwachung und Raumkontrolle legitimiert werden (vgl. ebd.: 104 f.). In einer Forschung des Soziologen William Chambliss in Washington D.C. wurde nachgewiesen, wie das Vorgehen der Polizei durch verstärkte Kontrollen eine vermutete hohe Kriminalitätsbelastung in einem Stadtteil zu einer „self fulfilling phophecy“ machte (vgl. Chambliss 2001: 63 ff.). Bourdieu nimmt zu dieser Zuschreibung zu einem Raum als „Problemviertel“ kritisch Stellung, da diese Annahme, dass aus einem „Problemviertel“ Spannungen entstünden, „essentialisierend“ (Bourdieu 1997 [1993]: 117) sei und dies oftmals subjektive Wahrnehmungen seien, in welchen soziale Machtverhältnisse eingeschrieben sind (vgl. ebd.: 117 ff.).

Adam beschreibt häufige Polizeikontrollen als Ursache für eine Vermeidung bestimmter Orte:

Also, einfach nur entspannen, mit Freunden und so. (...) Aber das ist nicht mehr möglich, weil dort einfach viel Polizei ist. Dass es dort halt öfters zu Kontrollen kommt und (...) zu irgendwelchen Sachen. Und wenn du halt nicht verwickelt sein willst (...) und [...] seitdem das Ganze ist mit dieser Polizeisache, chille ich meistens auch im 12. Bezirk, [...] mit Freund[*inn]en. Ganz normal treffen, nach der Arbeit und ja, entspannen (I6: Z 10-16).

Die häufigen Kontrollen sind für Adam der ausschlaggebende Grund, einen ehemaligen Stammpark, in welchem er eine Zeit lang jeden Tag war, nicht mehr aufzusuchen. Es kann von einer Verdrängung, die durch die formelle Raumkontrolle der Exekutive ausgelöst wurde, ausgegangen werden. Im Kontrast zu informellen Raumregulierungen, welche nicht als Grund, Orte zu meiden, benannt wurden, berichten insbesondere Adam und Vladi von Meidungen von öffentlichen Räumen aufgrund von formellen Raumkontrollen durch die Polizei (vgl. I6: Z 10-16; I6: Z 162-164; I9: Z 225-233). Wie oben gezeigt wurde, ist der „Place“ Alterlaa ein starker Identifikationsraum für viele Jugendliche. Eine Verdrängung daraus hätte aus der Perspektive der Jugendlichen weitreichende Konsequenzen und würde sogar mit einem sozialen Ausschluss einhergehen.

Wie soeben dargestellt, werden von verschiedenen Interviewpartner*innen formelle Raumkontrollen insbesondere im „Place“ Alterlaa beschrieben und beeinflussen in der Wahrnehmung der Jugendlichen auch die Wahl ihrer Aufenthaltsorte. Diese Relevanz von formellen Raumkontrollen durch die Polizei oder durch private Sicherheitsdienste entspricht der bereits beschriebenen Tendenz, dass im Zuge einer Neoliberalisierung aller gesellschaftlichen Bereiche und im Rahmen einer

zunehmenden Urbanisierung formelle Kontrollen im öffentlichen Raum immer zahlreicher sind (siehe 5.3.1).

Jugendliche haben – wie oben gezeigt wurde – ein Bedürfnis nach kontrollarmen Räumen, um ihrem Wunsch nach Selbsterfahrung und -entfaltung sowie der Erprobung von Rollen zur Identitätsentwicklung nachkommen zu können. Dies steht im Gegensatz zum Verlangen nach verstärkter sozialer Kontrolle sowie zur aktuellen Tendenz der stärkeren formellen Raumkontrolle beziehungsweise einer durch Community Policing verstärkten informellen sozialen Kontrolle in Nachbarschaften und Grätzeln des urbanen Raums.

Eine weitere Form der formellen Raumkontrolle stellt die vermehrte Videoüberwachung dar. Ich konnte beobachten, dass sich an verschiedenen zentralen öffentlichen Orten im 23. Bezirk Videokameras befinden. Insbesondere in und rund um Einkaufszentren sowie in und rund um Bahnhöfe und Parkhäuser (vgl. Beobachtung 1: Z 6-8; Beobachtung 4: Z 7-9), während in dem beobachteten Park keine Videokameras sichtbar waren.

Von den Jugendlichen in meiner Forschung werden die Videokameras jedoch bis auf den geschilderten beobachteten Vorfall, in welchem jungen Menschen Kameraaufnahmen von Tatverdächtigen gezeigt wurden (vgl. Beobachtung 5: Z 5-12) nicht erwähnt. Dies steht im Gegensatz zur formellen Kontrolle durch die Polizei, welche für einige der Befragten ein omnipräsenter Teil ihrer Alltagserfahrungen im öffentlichen Raum ist und welche auch als Ursachen von Verdrängungen beschrieben werden.

8.3. Der Fall Kaufpark: Territorialität mittels Verfügungsgewalt

Hinsichtlich der in den Interviews beschriebenen formellen Raumkontrollen stechen die öffentlichen Räume in und rund um das Einkaufszentrum Kaufpark in Alterlaa durch häufige und ausführliche Erwähnungen hervor. Diese Form der Kontrolle scheint sich dort zuzuspitzen und äußert sich in für die Jugendlichen nicht nachvollziehbaren Platzverweisen durch das Security-Personal des Einkaufszentrums, wenn sie sich in oder rund um den Kaufpark aufhalten.

So beschrieb Emir:

Ja, in Alterlaa, wo ich jünger war, wo ich in der Schule war, hatt ich halt Freistunde, zwei Stunden in der Mittelschule damals und da ist man zum Beispiel zum Kaufpark gegangen und im Kaufpark, keine Ahnung, wenn da 10 Jugendliche stehen [...] dann kommt irgendein Security-Typ, der mal laut ist und der schickt dich raus (I1: Z 333-337).

Yusuf äußerte dazu:

Wir stehen halt zu dritt oder zu viert dort [im Kaufpark] und dann sagen die Securities, ihr müsst jetzt von da weggehen, versteh ich halt nicht, warum. Oder weggehen, woanders stehen. Dann kommt ein anderer Security und dann wieder von dort weg und so weiter (I2: Z 141-144).

Angelo beschrieb eine für ihn häufig vorkommende Begebenheit:

Dann sagen sie [die Securities]: „Kannst du bitte weggehen?!“ Dann müssen wir auch weggehen (I3: Z 418-419).

Adam antwortete auf die Nachfrage, ob er schon einmal wo weggewiesen wurde:

Ja, hier im Kaufpark, genau (...) und neben dem Kaufpark im Park (...) Ja, also es sind halt immer irgendwelche Aussagen, ja, Sie behindern die Kinder (...) genau, also, Sie stören, irgendwas (...) immer solche Sachen (I6: Z 156-159).

Lisa meinte dazu:

Ja, weil halt nicht mehr als drei Leute als Gruppe wo stehen dürfen. Weil das halt schon too much ist, keine Ahnung, warum. Sie wollen halt keine Gruppenbildung haben. Und wenn wir uns eine anrauchen im Kaufpark, da gibt's halt Stiegen, wo man rauchen darf, dann werden wir dort öfters halt auch weggeschickt (I10: Z 105-108).

Emir bezeichnete dies sogar als: *„das größte Thema unter den Jugendlichen, die jetzt noch dort sind“* (I1: Z 339-340). Diese Platzverweise richten sich laut der Wahrnehmung von Lisa ganz klar gegen die Altersgruppe der Jugendlichen, welche sich hier trifft und aufhält, während Erwachsene, die sich ebenso länger aufhalten, nicht weggeschickt werden: *„Da geht's um das Alter. Junge werden weggeschickt und, ich schätz, ab 25, 26 ist's denen wurscht“* (I10: Z 115-116). Vladi bestätigte diese Erfahrung (vgl. I9: Z 215-223). Ein zusätzlicher Nachteil ist es wie aus den eben zitierten Interviewaussagen von Lisa, Emir und Yusuf hervorgeht, wenn junge Menschen in Gruppen von mehr als zwei Personen zusammenstehen.

Aus den Schilderungen der Jugendlichen geht hervor, dass die Kaufpark-Securities mittels Platzverweise eine (Verfügungs-)Macht ausüben: Durch die Einstellung und Beauftragung der Einkaufszentrumsverwaltung hat der Sicherheitsdienst die

Verfügungsgewalt über den Raum inne. Die Securities machen – wie ich in der teilnehmenden Beobachtung gesehen habe – dort Rundgänge (vgl. Beobachtung 1: Z 42-44; Beobachtung 5: Z 37-38) und zeigen Präsenz (vgl. Beobachtung 1: Z 72-74). In einer Beobachtungssequenz konnte ich miterleben, wie Jugendliche bei dortigem Aufenthalt innerhalb von kurzer Zeit aus verschiedenen Plätzen des Gebiets verwiesen werden: Zuerst aus dem Durchgang, und anschließend von dem Vorplatz der U-Bahnstation (vgl. Beobachtung 11: Z 9-13; Z 19-26).

Der Geograph Robert Sack beschreibt den Begriff der Territorialität – als: *„the attempt by an individual or a group to influence, affect, or control objects, people and relationships by delimiting and asserting control over a geographic area“* (Sack 1983: 56). Der Psychologe Altman versteht das Territorialverhalten des Menschen als kulturell erworben (vgl. Altman 1970: 3 ff.). Demnach charakterisiert sich Territorialität durch Raumaneignung zum Zweck der Zugangs- und Verhaltenskontrolle (vgl. ebd.). Ebenso sieht Belina die Abgrenzung eines Stücks Erde, um über dessen Inhalte zu verfügen, als zentrales Charakteristikum der Territorialität (vgl. Belina 2013: 88 f.). Dies bedeutet, dass die*der Besitzer*in des Territoriums kontrolliert, wer dieses betreten darf und welche Verhaltensweisen dort gezeigt werden dürfen – darüber wird somit Verfügungsgewalt ausgeübt (vgl. ebd.). Im Fallbeispiel des Kaufparks werden Jugendliche aus dem Territorium verwiesen, wenn sie sich dort länger, ohne etwas zu konsumieren, aufhalten (vgl. I1: Z 333-340), sowie in Gruppen zusammenstehen (vgl. I2: Z 132-136) oder auch, wenn sie auf den Bus warten, der vor dem Einkaufszentrum wegfährt (vgl. I2: Z 138-139).

Laut Cox ist nicht die räumliche Konstitution des Territoriums Selbstzweck und entscheidend, sondern Territorialität stellt eine Strategie dar, um bestimmte Interessen zu verfolgen – sie findet also immer mit konkreten Inhalten statt und stellt ein räumliches Mittel dar, um an sich nicht räumliche Zwecke wie Macht, Herrschaft, Profit, oder auch Ruhe zu verfolgen (vgl. Cox 2003: 608 f.). Wie oben dargestellt, beanspruchen Jugendliche ihr „Territorium“, indem sie beispielsweise darauf beharren, dass andere Besucher*innen nicht in den Betrieb des Jugendtreffs, welcher ausschließlich für ihre Altersgruppe ist, kommen. Cox Definition folgend handelt es sich in dem Fall um Territorialität, da die Jugendlichen damit einen bestimmten Zweck verfolgen.

Ein Beispiel einer territorialen Praxis ist die Erteilung von Hausverboten, wie sie eine Interviewpartnerin für den Kaufpark im Falle von Regelverstößen schildert. Sie war von einem Security beim Rauchen im Einkaufszentrum erwischt worden (vgl. I10: Z 115-118). Belina führt aus, dass mittels Territorialisierungen unterschiedliche Menschen, Gruppen oder Praktiken allein aufgrund ihrer Position im Raum in Kategorien eingeordnet werden. Hierbei werden sowohl den Territorien als auch den klassifizierten Menschen, Gruppen und Praktiken Bedeutungen zugeschrieben (vgl. Belina 2013: 90 f.). Macht kann somit mittels Territorien in *„indirekter, entpersonalisierter, entsozialisierter und tendenziell auch entpolitisierte Weise ausgeübt werden“* (ebd.).

Fragen, die sich in diesem Zusammenhang stellen, sind, wer zu welchem Zweck Grenzen in Räumen zieht bzw. territorialisiert, wer oder was mit welcher Absicht ein- und ausgeschlossen wird und welche Vorzüge dies für die Akteur*innen im Vergleich zu einem nicht-territorialen Vorgehen hat. In meiner Forschung wurde das Sicherheitspersonal des Einkaufszentrums nicht befragt, weshalb sich keine Aussagen über den Zweck treffen lassen. Laut den Erzählungen der Jugendlichen ist allerdings naheliegend, dass sich die Verfügungsgewalt im Territorium des Kaufparks insbesondere gegen die „unerwünschte“ Gruppe junger Menschen, die das Einkaufszentrum als Aufenthaltsort und Treffpunkt nutzt, richtet. Ähnlich wie es Sophie Thomas und David Giles in der Studie „Jugendliche und Räume der Shopping Malls: Aneignungsformen, Nutzungen, Herausforderungen für die pädagogische Arbeit“ beschreiben, entsteht hier ein Interessenskonflikt zwischen den Geschäftstreibenden, welche Konsument*innen adressieren und den Jugendlichen, welche nicht aus Konsumgründen im Einkaufszentrum sind, sondern primär zum „Abhängen“ und um die vorhandene Infrastruktur wie das kostenlose WLAN zu nutzen (vgl. Thomas / Gilles 2018: 31 f.). Junge Menschen, die zwar viel Zeit im Einkaufszentrum verbringen, jedoch nichts oder nur wenig konsumieren, sind – so die Studie – tendenziell unerwünscht (vgl. ebd.). Dass solche Interessenskonflikte auch im Kaufpark vorhanden sind, ist eine naheliegende Annahme.

Es wurde bereits gezeigt, dass Alterlaa für die Jugendlichen dieser Forschung ein besonders relevanter „Place“ ist. „Places“ sind immer flexible, umstrittene und multiple Orte, welche mit Bedeutungen gefüllt sind (siehe hierzu Massey 1994: 5 f.). Daher dürfen sie nicht ausschließend und abgegrenzt sein. Verschiedene

Jugendliche sehen Alterlaa wie bereits beschrieben als einen offenen, vielfältigen Raum, in welchem unterschiedlichste Personen willkommen sind.

Die Tatsache dass der Raum Alterlaa für einige Jugendliche dieser Forschung mit sozialen Interaktionen aufgeladen ist, eine hohe Bedeutung für die Jugendlichen hat und auch mit einer gewissen Raumidentifikation einhergeht, verstärkt diesen Interessenskonflikt möglicherweise noch. Dies lässt die Annahme entstehen, dass Alterlaa ein umkämpfter Raum ist, in welchem auch Konflikte ausgetragen werden. Die festgestellte, durch die Securities verübte Territorialität in und rund um das Einkaufszentrum stellt eine Form der formellen Raumkontrolle dar. Diese ist durch ihre Zuspitzung auf dieses Territorium und durch eine starke Verfügungsmacht über dieses nochmal spezifischer als die oben dargestellten Polizeikontrollen (siehe 8.2). Securities erteilen Jugendlichen, welche aufgrund ihres Aufenthalts unerwünscht sind, Platzverweise. Ob und inwiefern dieses Vorgehen, wie die Erfahrungen der Jugendlichen andeuten, in diesem Territorium systematisch geschieht, konnte im Rahmen dieser Forschung nicht überprüft werden. Sollte das der Fall sein, würde es sich um eine Verdrängung der Gruppe aus dem Territorium des Kaufparks handeln.

Auffallend dabei ist, dass Jugendliche in den Interviews nicht erwähnen, dass sie den Raum rund um den Kaufpark aktiv meiden. Dies könnte entweder heißen, dass sie nicht über diese Meidung sprechen oder auch, dass sie den Ort nicht meiden. Dies würde bedeuten, dass Jugendliche den „Place“ trotz Platzverweise für sich beanspruchen, was wiederum bedeuten würde, dass es sich hier um einen besonders „umkämpften“ Raum handelt, in welchem beide Parteien auf ihre Interessen beharren. Diese Arbeit kann aufgrund der offenen Herangehensweise, welche versucht, einen möglichst breiten Blick auf Raumaneignungen, -identifikationen und -wahrnehmungen Jugendlicher zu bekommen, diesem spezifischen Aspekt, welcher sich erst im Zuge des Forschungsprozesses herauskristallisiert hat, nicht detaillierter nachgehen. Die Untersuchung dessen würde eine eigene Forschungsarbeit füllen. Um zu einem ganzheitlichen Bild auf die diversen räumlichen Prozesse an diesem ausgewählten Ort zu gelangen, müssten mehrere (Interessens-)Gruppen wie die Securities, die Kaufpark-Verwaltung, Passant*innen etc. befragt werden.

8.4. Diskriminierungserfahrungen der Jugendlichen

Mehrere Interviewpartner*innen beschreiben Diskriminierungen im öffentlichen Raum, wobei diese sich gegen verschiedene Merkmale wie etwa gegen das Alter, gegen die vermeintliche Herkunft oder gegen das Aussehen richten (vgl. I4: Z 78-85; I6: Z 195-204; I7: Z 176-180; I8: Z 70-74; I9: Z 225-233). Auch verstärkte informelle und formelle soziale Kontrollen sowie Platzverweise durch Securities werden in Verbindung mit Diskriminierungen gebracht (vgl. I6: Z 195-204; I8: Z 76-86; I9: Z 215-223;).

8.4.1. Alter bzw. Zugehörigkeit zur Gruppe der „Jugendlichen“

Das Alter bzw. die Zugehörigkeit zur Gruppe „Jugendlicher“, welche von manchen Menschen immer wieder mit Delinquenz oder deviantem Verhalten assoziiert werden, ist hier ein erster zentraler Aspekt. So meinte Adam:

Ähm, ich würde sagen, die Jugendlichen (...) so jetzt in meinem Alter (...) sind dort nicht wirklich willkommen, weil es sind halt immer solche Aussagen wie, „die Jugendlichen machen die meisten Probleme“ und so weiter. [...] Es ist einfach so, wir sind jugendlich, so 18, vielleicht anders angezogen als die anderen [...] halt zum Beispiel ganz schwarz angezogen, mit Pullover, Kapuze, dann wär halt eine höhere Chance, dass ich dann kontrolliert werde, wenn ich vielleicht ein bisschen anders angezogen bin (...) also, wo sie sich denken, der schaut kriminell aus, wenn er sich so anzieht (I6: Z 222-233).

Adam hat den Eindruck, dass es ein gewisses Profil gibt, entsprechend welchem sowohl die Polizei als auch Kaufpark-Securities vorgehen. Auch Emir teilte mir diese Erfahrung mit (vgl. I1: Z 525-533). Die Jugendlichen haben den Verdacht, dass sie tendenziell eher kontrolliert oder weggeschickt werden, wenn sie diesem Profil entsprechen. Ist dies aber nicht der Fall, sind sie von Kontrollen oder Platzverweisen weniger betroffen. Derartige Profiling-Prozesse weisen diskriminierende Aspekte auf, da nicht das Verhalten der Jugendlichen Grund für eine Kontrolle oder einen Platzverweis ist, sondern das äußere Erscheinungsbild allein und sie außerdem aufgrund dessen krimineller Handlungen verdächtigt werden.

Aus den Schilderungen der Interviewpartner*innen geht hervor, dass hinsichtlich Benachteiligungen und Diskriminierungen im öffentlichen Raum Wechselwirkungen und Intersektionen von verschiedenen Merkmalen eine Rolle spielen. Wie soeben beschrieben sind demnach Jugendliche, welche in Gruppen von mehr als zwei

Personen zusammenstehen und ein vermeintlich „auffälliges“ Erscheinungsbild aufweisen, eher von formellen Kontrollen betroffen.

8.4.2. Zugeschriebene Herkunft

Jene Jugendlichen, denen darüber hinaus eine ausländische Herkunft zugeschrieben wird, entsprechen in der Erfahrung verschiedener Interviewpartner*innen noch stärker diesem Profil (vgl. I1: Z 525-533; I6: Z 221-236). Diskriminierungen aufgrund einer vermeintlichen Herkunft geschehen aber gleichermaßen auch durch andere Menschen im öffentlichen Raum: Jasmin berichtete beispielsweise von einer diskriminierenden Handlung eines Busfahrers einer „ausländischen Familie“ gegenüber, welcher die Familie aus rassistischen Gründen des Busses verwiesen habe (vgl. I4: Z 89-92). Für sie ist das Merkmal „Herkunft“ ein aktuell besonders relevantes, was Diskriminierungen und Ungleichbehandlungen angeht: *„Ich find, heutzutage hat vieles mit Herkunft zu tun, bisschen was auch mit Religion und Aussehen [...] je nachdem, wird man halt behandelt“* (I4: Z 398-399). Emir, Yusuf und Jasmin erwähnten Diskriminierungen, die wegen eines Erscheinungsbildes von ihnen beobachtet wurden und welche als rassifiziert oder kulturalisiert zu bezeichnen sind (vgl. I1: Z 525-533; I2: Z 147-170; I4: Z 398-418). Vladi erzählte, dass ein Polizist ihm gegenüber geäußert hätte, ihn bloß aufgrund seiner vermuteten ausländischen Herkunft kontrolliert zu haben (vgl. I9: Z 242-245). Yusuf erzählt davon, dass er immer wieder im öffentlichen Raum *„blöd angeguckt, blöd angesprochen“* (I2: Z 151) wird, *„«Ausländer, was machst du hier, warum gehst nicht in dein Land»“, sowas Unnötiges halt“* (I2: Z 151-152). Er erzählt auch, wie er sich in solchen Fällen zur Wehr setzt:

Dann hab ich halt gesagt [...] ich geh hier in die Schule, bin hier geboren, hab die österreichische Staatsbürger[*innen]schaft, hab genau die gleichen Rechte wie du. Du hast jetzt kein Recht, mich so anzusprechen. (I2: Z 168-170)

Wie bereits dargestellt (siehe 5.3.3), werden im aktuellen medialen und öffentlichen Diskurs Menschen oftmals entlang von nationalen und ethnisierten Kategorien eingeteilt und mit vermeintlich kulturellen Eigenschaften und Wertvorstellungen gleichgesetzt. Die Vermutung liegt nahe, dass derartige Diskurse, welche in der Mehrheitsgesellschaft sehr dominant sind, ursächlich für die soeben auf der Mikroebene dargestellten Diskriminierungen sind und sich im Alltag von jungen Menschen wiederfinden.

Besonders problematisch an diesen ethnisierten Zuschreibungsprozessen ist nicht, dass kulturelle Differenzen angenommen werden, sondern, dass Migrant*innen ein grundlegendes anders Sein gegenüber der sogenannten Mehrheitsgesellschaft zugeschrieben wird und die Annahme als Rechtfertigung für deren Andersbehandlung dient (vgl. Buckel 2018: 253). Diese Unterscheidung zwischen ethnischer Gruppe und „Mehrheitsgesellschaft“ beeinflusst Identität und Selbstwahrnehmung und kann sogar auch zu möglichen Cliquesbildungen Jugendlicher führen, da diese – so meinte Emir – auch entlang dieser von außen auferlegten Differenzkategorie stattfinden (vgl. I1: Z 433-437).

Als Forschende bin ich auch von gesellschaftlichen Normen, Diskursen und Debatten geprägt und kann diese zwar kritisch hinterfragen, aber es ist mir bewusst, dass sie meine Meinung und mein wissenschaftliches Arbeiten beeinflussen können. Weiter oben habe ich mich bereits umfassend mit meiner Positioniertheit in der Forschung und mit meinen Privilegien als Forschende auseinandergesetzt (siehe 5.4).

8.4.3. Geschlecht und sexuelle Orientierung

Jasmin und Christiano führten Geschlecht und die sexuelle Orientierung vor dem Hintergrund von stattfindenden Machtprozessen wie Diskriminierungen, als auch der Bedrohung, geschlechtsspezifischer Gewalt ausgesetzt zu sein, an. So beschrieb Jasmin etwa, dass sie einen Raum in gewissen Nachbarschaften nachts, wenn sie allein oder nur zu zweit oder nur mit einer weiblichen Freundin unterwegs ist, meidet (vgl. I4: Z 244-245). Während sie hingegen über die gleichen Orte sagte: „*Ja, wenn ich jetzt zum Beispiel mit einer größeren Partie unterwegs bin, dann hätte ich dort keine Angst*“ (vgl. I4: Z 244-225). Sie nannte als Grund dafür, dass sie sich an diesen Orten unwohl fühlt und dass sie dort bereits von Männern* „*blöd angemacht*“ (ebd.) wurde.

Jasmin äußert also, bei einem Aufenthalt an bestimmten Orten nachts alleine oder nur mit einer anderen Frau zu zweit, Angst zu haben. Solche Räume, an welchen Frauen nachts Angst haben, insbesondere Opfer einer Gewalttat zu werden, werden in der Literatur als „Angsträume“ bezeichnet (siehe hierzu Kutschinske / Meier 2000: 138). Diese Machtprozesse manifestieren sich im Raum und wirken sich – wie es auch Jasmin beschrieben hat – auf die Zugänglichkeit und Aufenthaltsmöglichkeiten von Räumen aus.

Angstraumkonstruktionen stellen in gewisser Weise eine Manifestation und einen Ausdruck geschlechtsspezifischer struktureller Gewalt dar (vgl. Hackenberg 2015: 32 f.). Solche Konstruktionen entstehen durch geschlechtsspezifische Machtungleichgewichte: Männer zeigen Frauen durch Handlungen wie Belästigungen im öffentlichen Raum ihre mächtige Position (vgl. ebd.). Dies hat zur Folge, dass Frauen sich dadurch unsicherer fühlen und wie im Interview mit Jasmin sichtbar wurde, wiederum möglicherweise ihre Mobilität einschränken (vgl. I4: Z 249-253). Dadurch geben sie wiederum Männern mehr Raum, in welchem diese Macht ausüben können (vgl. ebd.). Gesellschaftliche Macht- und Hierarchieunterschiede, die Männern Vormachtstellungen sichern, verfestigen sich somit durch diese Dynamik, die eine anhaltende Macht- und Gewaltausübung ermöglicht (vgl. ebd.). Geschlechtstypische Raumnutzungen von Frauen und Männern im Wechselverhältnis zwischen Raum, Macht und Geschlecht ist hier ein wichtiges Thema (siehe hierzu Massey 1994: 177 ff.). Diese müssen also immer unter Einbezug derselben Faktoren beleuchtet werden.

Christiano erzählt, dass er aufgrund seiner sexuellen Orientierung in einem Jugendtreff von anderen Jugendlichen wiederholt beleidigt und diskriminiert worden ist:

„Das kommt schon vor, dass, wenn man jetzt so wie ich schwul ist, man hier eher beleidigt wird und ich hab dann gesagt, (...) lieber geh ich woanders hin als hier her“ (I7: Z 205-207).

Für ihn war dies ausschlaggebend, um den Jugendtreff für eine gewisse Zeit zu meiden – was mit einer Verdrängung einhergeht (vgl. ebd.). In beiden soeben angeführten Beispielen wurden Jasmin und Christiano aufgrund ihres Geschlechts und ihrer sexuellen Orientierung beleidigt bzw. belästigt und fühlten sich durch diese ausgeübte Macht des Platzes verwiesen und mieden diese Orte. Massey beschreibt geschlechtlich codierte Räume, welche von Machtprozessen durchzogen sind (vgl. Massey 1994: 177 ff.). Ihre Überlegungen zu Machtverhältnissen aufgrund des Geschlechts können ebenso auf Aneignungsbarrieren aufgrund der sexuellen Orientierung angewandt werden.

Im Hinblick auf die Zugänglichkeit und Aneignungsmöglichkeit von öffentlichen Räumen beschreiben also an den beiden eben erwähnten Stellen die Interviewpartner*innen die Aspekte Geschlecht und sexuelle Orientierung als

relevant. Ich habe entschieden, die geschlechtsspezifische Komponente der Rauman eignung und -wahrnehmung nur insofern zu thematisieren, als die Jugendlichen diese von sich aus in den Interviews ansprechen. Es könnten theoretisch darüber hinaus alle bisher beschriebenen Raumprozesse in meiner Forschungsarbeit hinsichtlich ihrer geschlechtsspezifischen Differenzen und Machtverhältnisse analysiert werden, dies würde allerdings den Rahmen meiner Masterarbeit sprengen und könnte eigene Forschungsarbeiten füllen.

Diskriminierungen stellen ein komplexes Thema dar. Auch wenn sie im öffentlichen Raum stattfinden und entlang verschiedener Kategorien sowie in deren Intersektionen ausgemacht wurden, passieren sie durch sehr unterschiedliche Menschen oder Umstände, durch Passant*innen, andere Jugendtreff-Besucher*innen als auch durch die Polizei und durch Securities. Ein stärkeres Machtgefälle geht mit Diskriminierungen einher, welche durch Securities, wenn es um Platzverweise geht, oder durch die Polizei hinsichtlich Personenkontrollen ausgeübt werden. Die damit einhergehenden Dynamiken, wurden ausführlich beschrieben. Das starke Machtgefälle könnte ein Grund für die häufige Thematisierung dieser Form der Diskriminierung in den Interviews sein. Diskriminierungen und Profiling durch staatliche Akteur*innen weisen auf eine gewisse Institutionalisierung der Vorgangsweise hin.

8.5. Der umkämpfte öffentliche Raum

In den vorangegangenen Abschnitten wurden verschiedene Aneignungen des öffentlichen Raums durch Jugendliche dargestellt. Daraus geht hervor, dass Jugendliche Räume oft unabhängig von ihrer funktionalen Bestimmung nutzen: So werden Einkaufszentren oftmals nicht zum Konsumieren, sondern zum Beobachten oder „Hängen“ verwendet (vgl. Beobachtung 5: Z 1-4), sowie Gehsteige vor Geschäften oder Hausein- oder Durchgänge raumgreifend als Treffpunkt genutzt (Beobachtung 9: Z 1-2; Beobachtung 11: Z 7-10). Flächen, die zum Sitzen gedacht sind, werden als Hindernisse beim Scooter-Fahren verwendet (Beobachtung 3: Z 30-32), oder Gebiete in der unmittelbaren Wohnhausanlage als abendlicher Treffpunkt (vgl. I1: Z 306-310). Im Beobachtungszeitraum wurden mehrere Fensterbretter eines Parkhauses und eines Bahnhofes, die regelmäßig zum „Hängen“ genutzt wurden,

durch ein Eisengitter so umgebaut, dass keine Sitzgelegenheit mehr besteht (vgl. Beobachtung 9: Z 2-8). Nicht der Norm entsprechendes Verhalten wird so mittels baulicher Eingriffe der Norm im Nachhinein angepasst.

Im Forschungsfeld hat sich bestätigt, dass Jugendliche öffentliche Räume vor allem mit sozialen Eigenschaften verbinden (siehe 7.1; 7.2; 7.3). Sie nutzen diese dementsprechend ähnlich wie Kemper und Reutlinger (vgl. 2015: 18 f.) es beschreiben, losgelöst von ihren funktionalen Bestimmungen. Diese Nutzungsformen und Verhaltensweisen stehen oft in Konflikt mit der eher zweckorientierten Nutzung Erwachsener – und können auch zu tatsächlichen Konflikten führen, wenn die räumlichen Eigenschaften eines Ortes keine Vereinbarung unterschiedlicher Nutzungsformen erlauben oder diese reglementiert sind (vgl. ebd.).

Emir erzählte beispielsweise von Konflikten mit Passant*innen bzw. auch Beschwerden von Anrainer*innen im Zusammenhang mit dem Aufenthalt von Jugendlichen und mit Lautstärke:

[...] also im 23. da wohnen auch viele Familien. Wenn man halt als Jüngerer [...] ist man manchmal lauter, halt, man muss halt nicht irgendwas bestätigen oder so, man unterhält sich halt (...) und das find ich halt (...) man stört schon Leute und man wird sehr oft angesprochen, dass man leiser sein soll, dass man weggehen soll von bestimmten Orten (I1: Z 150-159).

Jasmin berichtete von einem Vorfall, als ein Ball von Jugendlichen in den Garten eines Anrainers geworfen wurde, von diesem zerplatzt wurde (vgl. I4: Z 177-181). Dass jemand ein Eigentum der jungen Menschen zerstört, verdeutlicht wiederum deren Unerwünschtheit.

Ein weiterer Ort, welcher oft im Zusammenhang mit Konflikten genannt wird, ist der Kaufpark Alterlaa und der angrenzende Durchgang, der die Wohnhäuser mit der U-Bahnstation verbindet. Passant*innen beschwerten sich laut mehrerer Interviewpartner*innen, dass Jugendliche dort in größeren Gruppen zusammenstehen und ihnen dadurch den Weg versperren – als Reaktion drohen sie den jungen Menschen mit der Polizei, wie Vladi erzählte (vgl. I9: Z 139-149) und auch Alex meinte: *„Und die Passant[*inne]n, die im Kaufpark [...] die ganze Zeit die Jugendlichen böse angucken und mit der Polizei drohen“* (I9: Z 139-149). Adam erzählte, dass er Kaufpark-Securities nach der Ursache eines Platzverweises gefragt hat. Dieser Sicherheitsbedienstete hat wie folgt geantwortet:

Frauen, die hier vorbeigehen fühlen sich eingeengt oder so, haben Angst, hier vorbeizugehen, zum Beispiel, wenn ihr in einer Gruppe steht, haben sie Angst hier vorbeizugehen (I6: Z 187-189).

Hier wird also ein Konflikt mit Passant*innen in Verbindung mit der formellen Raumkontrolle und dem Platzverweis durch Securities gebracht. Die Perspektive der Jugendlichen ist in dieser Hinsicht eine andere: In ihrer Darstellung würden sie nicht den Weg versperren, sondern sogar Passant*innen die Tür aufhalten und sie freundlich grüßen (vgl. I6: Z 189-191). Vladi (vgl. I9: Z 139-148) und Emir berichteten von erfahrenen Beleidigungen sowie von rassistischen Beschimpfungen durch Anwohner*innen bzw. Passant*innen beim Durchgang beim Kaufpark als auch in den Wohngebieten:

Und, da gibt's halt Anrainer[*innen], Anwohner[*innen] [...] wenn man mit den Freund[*inn]en steht, dann schreien sie vom Fenster und manchmal [...] ja, Schimpfwörter, oder (...) keine Ahnung, schimpfen irgendeine Religion (...) da [deutet auf seine Stirn] steht nicht Islam drauf, weißt du. (I1: Z 174-179)

Mehrere empirische Studien verdeutlichen, dass Erwachsene bei Konflikten tendenziell keinen direkten Kontakt zu jungen Menschen suchen, sondern die Exekutive oder Dritte zur Lösung des Konflikts hinzurufen (vgl. Muri / Friedrich 2009: 146 f.; Kemper / Reutlinger 2015: 18 f.).

Da in meiner Forschung die Wahrnehmung und Perspektive der Jugendlichen im Fokus standen, konnte ich keine Anrainer*innen befragen. Daher liegen hier auch keine Ergebnisse über die Perspektive anderer Konfliktparteien im Forschungsfeld vor. Aus der für die Interviewpartner*innen überzogenen Reaktion auf ihren Aufenthalt oder auch auf den Lärm kann die Hypothese gebildet werden, dass Erwachsene ähnlich wie Kemper und Reutlinger das beschreiben oft „saubere“, „ruhige“ und „sichere“ (ebd.) öffentliche Räume erwarten. Wenn Jugendliche nun beispielsweise lauter sind oder auch den Durchgangsweg durch Zusammenstehen versperren, kann dies zu einer negativen Perspektive Erwachsener auf junge Menschen im öffentlichen Raum führen. Möglicherweise assoziieren Erwachsene Jugendliche in der Folge mit Unsicherheit, Ruhestörung oder Vandalismus und nehmen sie als Problemgruppe wahr, wobei hier eine Stigmatisierung stattfindet. Aus diesen ungleichen Erwartungen und Vorstellungen unterschiedlicher Akteur*innen und damit verbundenen Auseinandersetzungen könnte man nun das Bild des umkämpften, konflikthaften öffentlichen Raums ableiten.

Die Pädagog*innen und Politolog*innen Gerd Harms, Christa Preissing und Adolf Richtermeier betonen, dass bei der Analyse von Raumaneignung berücksichtigt werden muss, dass Raum von „*einem unsichtbaren Netz der Gegenstandsbedeutung*“ (Harms et al. 1992: 25) durchzogen ist, welche sich einerseits in der baulichen Beschaffenheit von Räumen findet und andererseits auch von Raumwächter*innen wie etwa von Securities durchgesetzt wird (vgl. ebd.). Die Autor*innen kommen zu dem Schluss, dass sich dabei die Ansprüche, die von Erwachsenen auf öffentlichen Raum gestellt werden, gegen die Ansprüche von Jugendlichen durchsetzen (vgl. ebd.). Erwachsene haben demnach eine stärkere Lobby für ihre Nutzungsansprüche und sind in Konflikten um Räume in stärkeren, machtvolleren Positionen. Betrachtet man verschiedene in dieser Arbeit aufgegriffene, sich gegen Jugendliche richtende Phänomene wie formelle Raumkontrollen, Diskriminierungen aufgrund des Alters sowie Verdrängungstendenzen so könnte man annehmen, dass in meinem Forschungsfeld ähnliche Tendenzen vorhanden sind. Eine klare Aussage kann jedoch – da nicht alle Konfliktparteien befragt wurden – nicht getroffen werden.

Konflikte zwischen Jugendlichen stellen ebenso eine für einige Interviewpartner*innen relevante Erfahrung dar (vgl. I1: Z 423-426; I3: Z 87-100; I7: Z 141-144). Angelo erzählt in diesem Zusammenhang, dass er gewisse Orte meidet, weil es dort immer wieder Konflikte unter Jugendlichen gibt (vgl. I3: Z 87-100). Christiano erzählt, dass er im Jugendtreff intervenierend eingreift, wenn andere Jugendliche Sachen kaputt machen, die gemeinsam genutzt werden (vgl. I7: Z 141-144). Ihm sei es wichtig, sich an diesem Ort zu positionieren, woraus ebenso Konflikte entstehen (vgl. ebd.).

In diesem Kapitel wurde deutlich, dass Jugendliche informelle Raumregulationen durch andere Jugendliche sowie formelle Raumregulationen wie etwa durch Jugendtreffmitarbeiter*innen zumeist als positiv wahrnehmen, da sie diese mit einer Einhaltung eines gegenseitigen Respekts in den Räumen assoziieren. Anders verhält es sich mit formellen Raumkontrollen durch die Polizei in Form von Ausweiskontrollen und Durchsuchungen sowie durch das Security-Personal des Kaufparks. Insbesondere anhand des mit vielseitigen Aneignungsmöglichkeiten und Bedeutungen assoziierten „Places“ Alterlaa beschrieben die Jugendlichen formelle Raumkontrollen durch die Polizei, wie auch Platzverweise durch die Securities des

Kaufparks, welche in diesem Territorium ihre Verfügungsmacht ausüben. Durch die Platzverweise der Securities geschehen vom „Place“ Alterlaa zwar temporäre Verdrängungen, allerdings scheinen die Jugendlichen den Ort nicht langfristig zu meiden, sondern an dessen Aneignung festzuhalten – wodurch nahe liegt, dass es sich dabei um einen besonders umkämpften Ort handelt.

Einige Jugendliche nehmen wahr, dass die Kontrollen und Platzverweise nach gewissen Profilen durchgeführt werden und insbesondere ihre Altersgruppe als auch Jugendliche mit zugeschriebener ausländischer Herkunft besonders stark davon betroffen sind, was sie als diskriminierend wahrnehmen. Als Merkmale der Diskriminierung werden darüber hinaus das Geschlecht und die sexuelle Orientierung, die auch teilweise in ihren Intersektionen wirksam werden, genannt. Dabei wurde die Kategorie der zugeschriebenen Herkunft von Seiten der Jugendlichen besonders deutlich und oft betont. Insbesondere wenn Diskriminierungen durch die Polizei oder durch Securities ausgeübt werden und auch Platzverweise als diskriminierend erlebt werden, kann von einem starken Machtgefälle und von Tendenzen der Institutionalisierung ausgegangen werden.

In Zusammenhang mit dem Aufenthalt Jugendlicher bzw. mit Lautstärke, die damit in Verbindung steht, erzählten einige Jugendliche von Konflikten mit Anrainer*innen. Anhand eines Durchgangs in Alterlaa wurde etwa deutlich sichtbar, dass die oftmals sozialen und kommunikativen Nutzungsformen Jugendlicher – beispielsweise als Treffpunkte – in Konflikt zu den meist zweckorientierten Nutzungen Erwachsener derselben Räume führen können. Öffentliche Räume können auch als Austragungsorte für Konflikte unter Jugendlichen fungieren, welche für ihre Sozialisations- und Identitätsentwicklung wichtig sind.

9. Schlussfolgerungen und Ausblick

In den Sozialwissenschaften gilt spätestens seit Lefebvre (2009 [1974]), dass Raum sozial produziert wird, prozesshaft und veränderbar ist. Damit wird die subjektive Konstruktion des Räumlichen hervorgehoben, während diese zugleich aus einer raumrelationalen Perspektive heraus nicht losgelöst von gesellschaftlichen Diskursen und Konventionen betrachtet werden kann.

Um sich Aneignungen und Identifikationen mit öffentlichen Räumen von Jugendlichen in Wien Liesing (23. Wiener Gemeindebezirk) nun annähern und detailliert widmen zu können, habe ich zu Beginn des Forschungsprozesses die Frage gestellt, ob und inwiefern junge Menschen eine eigene spezifische Raumwahrnehmung haben und wie sich diese äußert. Im Rahmen meiner Forschung habe ich eine teilnehmende Beobachtung und Interviews durchgeführt: Mittels der Interviews sowie anhand von Gesprächen in der teilnehmenden Beobachtung konnte ich Wahrnehmungsprozesse über kognitive Karten, die die Akteur*innen für sich erstellen, registrieren. Besonders wichtig waren Erzählungen über bestimmte Orte: Junge Menschen konstruieren mittels dieser subjektiven Bezugssysteme eigene Geographien der Stadt, die sich an ihren Bedürfnissen und Erfahrungen orientieren. Sie heben dabei für sie relevante Raumausschnitte hervor und versehen diese auch mit eigenen Namen welche nur Insider*innen kennen, während sie weniger relevante Orte ausblenden. Diese Bezeichnungen wiederum lösen Assoziationen aus, die den Orten ein Stück weit Bedeutung verleihen. Die Wahrnehmungsebene stellte sich für diese Forschung als besonders relevant heraus, da sie wie dargelegt als subjektive Konstruktion von Räumen den Hintergrund und die Voraussetzung – also gewissermaßen die Grundlage für räumliche Aneignungen und Identifikationsprozesse darstellt. Somit liefert sie auch Hinweise auf soziale Diskurse und Praktiken, welche im Forschungsfeld festgestellt werden konnten.

In der Forschung zeigte sich, dass Jugendliche öffentliche Räume durch ihre mit den Orten verknüpften Erfahrungen und Erinnerungen erleben und so mit Bedeutung erfüllen und teilweise auch emotionale Beziehungen dazu entwickeln. Solche

„Places“ stellen also einzigartige Orte mit besonderer Geschichte und Bedeutung dar, welche durch spezifische Konstellationen und soziale Beziehungen geprägt sind.

Im Forschungsfeld nimmt also die kommunikative und interaktive Dimension einen zentralen Stellenwert ein: Jugendliche assoziieren öffentliche Räume mit „*Treffpunkt*“ (I6: Z 110), „*Zentrum*“ (I9: Z 157) oder „*Hauptplatz*“ (I6: Z 98), welche sie sich als solche aneignen, um sich mit Gleichaltrigen zu unterhalten, oder um Neuigkeiten zu erfahren. Es sind Orte des sozialen Lebens, deren Ausschluss oder Fernbleiben mit einem gewissen sozialen Ausschluss einhergehen würden. Während meiner Forschung haben sich öffentliche Räume als zentrale Lernorte, in welchen junge Menschen wichtige Sozialisationserfahrungen machen, bestätigt. Die Jugendlichen eignen sich ihr Umfeld durch „flanieren“, „hängen“ oder sportliche Tätigkeiten an, schätzen die Räume zur Repräsentation und zur Selbstdarstellung sowie zur Erprobung von Rollen und suchen andererseits auch Rückzugsorte, in welchen sie mit Gleichaltrigen ohne die soziale Kontrolle von Erwachsenen ungestört für sich sein können.

Der hohe Stellenwert, den die soziale Dimension von Räumen für Jugendliche einnimmt, findet sich auch hinsichtlich Identifikationsprozessen wieder: Diese erfolgten im Forschungsfeld fast ausschließlich über Interaktionen mit anderen Jugendlichen an den „Places“, die eine zentrale Position im Leben der Jugendlichen einnehmen, während bauliche Eigenschaften hinsichtlich Raumidentifikationen wie auch hinsichtlich Raumaneignung fast nicht thematisiert wurden. Zwei Ausnahmen bildeten wenig oder gar nicht ausgebaute jugendgerechte Freizeit- und Einkaufsmöglichkeiten und eine schlechte Verkehrsanbindung, welche als mobilitätseinschränkend empfunden wurde.

In den Erzählungen der Jugendlichen traten zwei besonders relevante „Places“ hervor, welche sich im Laufe des Forschungsprozesses als zentrale Aneignungs- und Identifikationsorte manifestiert haben: Der Bereich rund um die U-Bahnstation Alterlaa, sowie verschiedene Jugendtreffs des Bezirks, welche mit prägenden Erinnerungen und Sozialisationserfahrungen assoziiert werden, was sich mitunter in den Aussagen der Jugendlichen, die dafür die Bezeichnungen „*Heimat*“ (I8: Z 25) oder „*unser zweites Haus*“ (I7: Z 147) verwenden, manifestiert.

Im Jugendtreff stellen die Betreuer*innen Vertrauenspersonen und Ressourcen dar, die junge Menschen nicht nur bei Problemen, sondern auch in ihren Sozialisations- und Identitätsfindungsprozessen unterstützen und an ihrem Leben teilhaben. Beide Orte werden als sehr offene Räume beschrieben, an welchen Jugendliche vielfältige Nutzungs- und Aneignungsmöglichkeiten vorfinden und unterschiedlichste Menschen willkommen sind. Diese Offenheit für alle Menschen betrachten die Interviewpartner*innen in den von ihnen angeeigneten Räumen als sehr wichtig und möchten selbst einen Beitrag zum Fortbestehen dieser Verhältnisse leisten. An den beiden „Places“ bestätigte sich eine Kausalität und Interferenz der untersuchten Raumprozesse: Beide Orte wurden auf der Wahrnehmungsebene mit Offenheit, Freiheit und genügend Raum der zur Verfügung steht assoziiert, was wiederum mit einem breiten Spektrum an Aneignungsmöglichkeiten und erfolgten Raumidentifikationen einhergeht.

Trotz der Konjunktur, die Mitbestimmung aktuell zu haben scheint und trotz der von der Stadt Wien initiierten Projekte, Partizipation junger Menschen zu fördern, wird dies von den Betroffenen nicht im entsprechenden Ausmaß erlebt: Die Interviewpartner*innen beschreiben ihre Möglichkeiten zur Mitbestimmung fast durchgängig als kaum oder nicht vorhanden. Dies stellt aufgrund der geringen Stichprobe nur einen kleinen Ausschnitt dar und die Untersuchung kann nicht den Anspruch erheben, repräsentativ zu sein. Dennoch bestätigte sich die Vorannahme, dass die befragten Jugendlichen, welche öffentliche Räume stark nutzen, fast nicht in deren Planung und Gestaltung eingebunden sind. Als einzige Ausnahmen werden Prozesse beschrieben, welche entweder im Jugendtreff oder mit Unterstützung von Jugendtreff-Mitarbeiter*innen stattfanden. Es werden also Parallelen zwischen Mitbestimmungsmöglichkeiten und den im Jugendtreff als sehr gut beschriebenen Aneignungs- und Identifikationsprozessen deutlich.

Im Forschungsfeld wurden unterschiedliche Phänomene verortet, welche das verbindende Element aufweisen, machtvollen Prozesse darzustellen, die sich in öffentlichen Räumen manifestieren. Diesen Prozessen werden von den Interviewpartner*innen eine hohe Relevanz in ihrer Raumwahrnehmung sowie entscheidende Auswirkungen in ihrer Rauman eignung zugesprochen. So gehen formelle Raumkontrollen für die Jugendlichen mit vorschnellen Verdächtigungen, Stigmatisierungen als kriminell und Raumausschlüssen einher und können darüber

hinaus soziale Ausgrenzungen bedeuten, wenn die Orte dauerhaft nicht mehr aufgesucht werden können. Während informelle Raumregulationen, wie sie etwa Verhaltensregeln in Jugendtreffs darstellen, bei vielen Jugendlichen positiv konnotiert sind und ihre Durchsetzung zugunsten der Aufrechterhaltung eines respektvollen Umgangs miteinander selbst bei massiven Konsequenzen wie Hausverboten eine breite Unterstützung erfährt, werden formelle Raumkontrollen oft mit negativen Gefühlen verbunden. Als Akteur*innen der formellen Raumkontrolle traten im Forschungsfeld insbesondere Polizei und Securities des Einkaufszentrums Kaufpark auf.

Videoüberwachung des öffentlichen Raums wurde zwar im Forschungsfeld beobachtet, wurde jedoch aus jugendlicher Perspektive fast nicht erwähnt und scheint gegenüber den in ihrer Lebenswelt sehr präsenten anderen Formen formeller Kontrolle eine untergeordnete Rolle zu spielen. Der mit Freiheit und vielfältigen Aneignungsmöglichkeiten assoziierte „Place“ Alterlaa wird als ein zentraler Punkt der formellen Kontrolle im Bezirk beschrieben: Dies trifft sowohl auf Polizeikontrollen als auch auf Platzverweise durch Securities des Einkaufszentrums zu. Mehrere Jugendliche kritisieren, dass Alterlaa durch die starken Polizeikontrollen in ihrer Wahrnehmung als krimineller Ort stigmatisiert wird, womit sich die Stigmatisierung auch auf sie als sich dort aufhaltende Personen automatisch überträgt. Die für einige Interviewpartner*innen nicht nachvollziehbaren Platzverweise aus dem Einkaufszentrum Kaufpark durch das Security-Personal wird als *„das größte Thema unter den Jugendlichen“* (I1: Z 339-340), welche sich in Alterlaa aufhalten, gesehen. Aufgrund der Verfügungsmacht, die das Sicherheitspersonal mittels Platzverweisen und Hausverboten in diesem Raumausschnitt ausübt, handelt es sich um eine spezifische Form der formellen Kontrolle, welche in dieser Forschungsarbeit unter dem Begriff der „Territorialität“ analysiert wurde. Eine mögliche Erklärung für die Platzverweise ist der Interessenskonflikt zwischen den Jugendlichen, welche den Ort auch ohne zu konsumieren für sich nutzen, und den Geschäftstreibenden, welche Konsument*innen adressieren und andere davon abweichende Nutzer*innen als nicht willkommen betrachten.

Die starke Präsenz formeller Raumkontrollen durch unterschiedliche Akteur*innen entspricht einem von mehreren Expert*innen beschriebenen Trend eines Erstarken der Debatte über städtische Sicherheitspolitik, in welcher staatliche Ordnungs- und

Kontrollbefugnisse räumlich auf nicht-staatliche Akteur*innen wie beispielsweise private Sicherheitsdienste ausgeweitet und insgesamt Räume aus vermeintlich kriminalpräventiven Motiven stärker kontrolliert werden. Als Folge von diesen verstärkten Polizeikontrollen geben Jugendliche an, dass sie teilweise dauerhaft verschiedene Parks meiden, was mit Verdrängungen einhergeht. Hinsichtlich des „Places“ Alterlaa geschehen durch die Platzverweise der Securities zwar temporäre Verdrängungen, allerdings scheinen Jugendliche den Ort nicht längerfristig zu meiden, sondern an dessen Aneignung festzuhalten – was annehmen lässt, dass dies ein besonders umkämpfter Ort ist.

Die Jugendlichen thematisierten verschiedene Formen und Motive von Diskriminierungen, die ihnen in öffentlichen Räumen entweder selbst widerfahren sind oder deren Zeuginnen*Zeugen sie wurden. Das bei Diskriminierungen ohnehin vorhandene Machtgefälle verstärkt sich – wie im Forschungsfeld sichtbar wurde – in bestimmten Situationen noch: Wenn Jugendliche nicht nur von Gleichaltrigen oder Passant*innen diskriminiert werden, sondern wenn Diskriminierung durch staatliche Akteur*innen wie der Exekutive institutionalisiert, oder durch private Akteur*innen mit Verfügungsmacht wie es die Kaufpark-Security darstellen, ausgeübt wird. Diskriminierungen aufgrund der Zuschreibung „jugendlich“ und aufgrund einer ihnen zugeschriebenen nicht-österreichischen Herkunft waren in den Interviews besonders präsent. Dies ist angesichts einer eindeutig mangelhaften Auseinandersetzung mit den Problemen von Jugendlichen und einer „defizitären“ Perspektive auf Migration in aktuellen Debatten in Österreich nicht verwunderlich und damit erklärbar, dass sich gesellschaftliche Diskurse und Prozesse auf räumlicher Ebene wiederfinden. Letztere sind auch deshalb besonders machtvoll, da derartige „Ethnisierungen“ einseitige Zuschreibungsprozesse darstellen: „Weiße“ Österreicher*innen werden nicht als ethnische Gruppe verhandelt, während die „ethnisierten Anderen“ auf ihr Merkmal des „migrantisch Seins“ reduziert und andere Differenzmerkmale wie Bildung, Geschlecht, etc. ausgeblendet werden.

Als Forschende musste ich mich eingehend mit dieser Problematik auseinandersetzen: Denn wie ausführlich dargelegt, bin ich als Forschende durch meine Sozialisation in vielfältige Diskurse zu Integration und Migration sowie durch rassistische Macht- und Unterdrückungsstrukturen involviert. Gleichzeitig bin ich eine Außenstehende in der Lebenswelt der Interviewpartner*innen, in der rassifizierte

Markierungen und auch Diskriminierungen Teil ihres Alltags sind, was mich in deren Erforschung an gewisse Grenzen bringt. Meine eigenen Verstrickungen in gesellschaftliche Machtstrukturen sowie jene Selbstverständlichkeit hinsichtlich unhinterfragter Zugehörigkeiten und Bedeutungskonstruktionen über die „Anderen“ – die Akteur*innen der Forschung – habe ich während des Forschungsprozesses permanent reflektiert und deren Auswirkungen auf die Forschung hinterfragt. Die im Laufe des Forschungsprozesses stattgefundenene Reflexion dieses Machtgefälles konnte das Dilemma von „Othering-Prozessen“ bei der Untersuchung von Ungleichheit und Diskriminierungen nicht gänzlich auflösen, allerdings konnte durch eine permanente kritische Auseinandersetzung und durch eine Kontextualisierung der Phänomene in gesellschaftliche und historische Prozesse wie beispielsweise die Bezugnahme auf den Forschungskontext der Transnationalismusforschung und die Darstellung der Verwobenheit von Stadt und Migration sehr wohl neue Perspektiven auf „Othering“-Konstruktionen geschaffen werden.

Die Merkmale Geschlecht und sexuelle Orientierung werden ebenso als ursächlich für Diskriminierungen erfahren. Diese Merkmale gehen mit der Bedrohung einher, geschlechtsspezifischer Gewalt als Frau bzw. als bekennend homosexuell im öffentlichen Raum ausgesetzt zu sein. So beschreiben Interviewpartner*innen, aufgrund ebensolcher Diskriminierungserfahrungen und der damit einhergehenden Bedrohung, bestimmte Räume auch langfristig zu meiden – was wiederum mit Raumausschlüssen einhergeht.

Die Bedeutung, welche der öffentliche Raum für die sozialen Kontakte der Jugendlichen hat, sowie der Wunsch nach kontrollarmen Räumen, Nutzungen und Verhaltensweisen abseits der funktionalen Bestimmung von Räumen, standen im Forschungsfeld immer wieder in Konflikt mit den meist zweckorientierten Nutzungen und dem Bedürfnis nach möglichst kontrollierten Räumen der sogenannten Mehrheitsgesellschaft. Dies führt zu Auseinandersetzungen etwa aufgrund von Lautstärke oder – wie es Jugendliche beschreiben – allein ihrer Präsenz an einem Durchgang.

Da es für den 23. Bezirk, Wien Liesing, bisher keine Forschungen gab, welche die subjektive Perspektive Jugendlicher auf ihre Raumwahrnehmungen, -identifikationen und -aneignungen untersuchen, wurde in meiner Masterarbeit eine möglichst offene Herangehensweise an die Thematik gewählt. Die Themen wurden einem

intersektionalen Forschungszugang folgend so weit als möglich induktiv aus den lebensweltlichen Erzählungen der Jugendlichen aufgegriffen. Damit sollte vermieden werden, dass Vorannahmen und Vorurteile gegenüber dem Gesagten der Jugendlichen bevorzugt werden. Es ist auch dieser Vorgangsweise zu verdanken, dass im Forschungsfeld eigene Raumprozesse verortet wurden. Dies könnte für Akteur*innen aus Politik oder Stadtplanung hilfreich und nützlich sein, um weitere Maßnahmen im Interesse der Jugendlichen zu setzen und etwa bereits angelaufene Projekte hinsichtlich Mitbestimmungsmöglichkeiten junger Menschen zu evaluieren. Insbesondere das Ineinanderspielen von Raumwahrnehmung, -identifikation und -aneignung, welches vor allem an den für die Jugendlichen besonders relevanten „Places“ Alterlaa und in verschiedenen Jugendtreffs deutlich sichtbar wurde, sowie die Perspektive der Jugendlichen auf sich räumlich in ihrem Alltag manifestierende machtvolle Prozesse wie formelle Raumkontrollen oder auch Diskriminierungen, stellen wertvolle Einblicke in jugendliche Lebenswelten dar.

Ein Nachteil dieser Vorgangsweise ist jedoch, dass aufgrund des breiten Blicks einzelne Phänomene nicht im Detail betrachtet oder einander gegenübergestellt werden konnten. Auch andere Akteur*innen als die Jugendlichen konnten nicht in die Forschung miteinbezogen werden, da dies den Rahmen meiner Masterarbeit gesprengt hätte. Die Untersuchung kann jedoch als Basis und Anregung für weitere Forschungen dienen, um Raumprozesse in konkreten Bereichen weiter zu vertiefen. Ein Beispiel wären die von mehreren Jugendlichen angesprochenen Verdrängungen aus dem Gebiet rund um die U-Bahnstation Alterlaa oder die These der Territorialität im Gebiet des Kaufparks. Dabei könnte die Sichtweise der Jugendlichen um die Perspektiven anderer (Konflikt-)Parteien wie etwa der Kaufpark-Securities, der Polizei sowie von Passant*innen und Geschäftstreibenden auf die umkämpften Orte erweitert werden. Eine weitere Möglichkeit stellt die Verbindung qualitativer mit quantitativen Methoden dar, um beispielsweise hinsichtlich Arten der Raumaneignungen, Verdrängungen oder auch Diskriminierungserfahrungen repräsentative Aussagen über diese Phänomene im Forschungsfeld treffen zu können.

Die Altersgruppe der Jugendlichen wird oftmals als Seismograph für gesellschaftliche Entwicklungen gesehen, weshalb sozialwissenschaftliche Jugendforschung über Fachkreise hinaus wahrgenommen wird (vgl. Scherr et al. 2003: 7; Hurrelmann 2016

[1994]: 8). In diesem Sinne kann meine Forschung durch ihren Versuch, jugendliche Perspektiven in ihren alltagsweltlichen Raumwahrnehmungen, -identifikationen und -aneignungen zu erfragen, diese sichtbar zu machen und sie in gesellschaftliche Kontexte zu setzen, möglicherweise einen Beitrag zur Erforschung und zum Verständnis gewisser gesellschaftlicher Tendenzen und Strömungen leisten.

Geprägt von postkolonialen Forschungszugängen, welche ich im Masterstudium der Internationalen Entwicklung kennen lernen durfte, verstehe ich Wissensproduktion anlehnend an Kilombas Thesen als Positionierung, welche immer mit der Person verbunden ist, die es produziert (vgl. Kilomba 2010: 29 f.) Inspiriert durch die von Haraway in diesem Zusammenhang konkretisierte Positionierung, einer Situiertheit des Wissens mit der sie die Hoffnung verbindet, *„eine Verantwortlichkeit für die Praktiken, die uns Macht verleihen zu erreichen“* (Haraway 1995: 87) wurde der Auseinandersetzung mit der eigenen gesellschaftlichen Position, eigenen Privilegien sowie mit subjektiv bedeutungsvollen Differenzkategorien im Verhältnis zu den betroffenen Jugendlichen ein hoher Stellenwert beigemessen.

Wie bereits zu Beginn meiner Masterarbeit dargelegt, war ich als Streetworkerin ins Feld involviert. Das musste ich kritisch hinterfragen und mich damit auseinandersetzen, inwiefern diese Einbindung ins Feld einen Einfluss auf die Ergebnisse haben könnte. Durch diese Position habe ich ein Stück weit einen Lobbying-Auftrag für Jugendliche verinnerlicht, was ihr Bedürfnis nach Aneignungs- und Identifikationsräumen beinhaltet, die – wie in meiner Masterarbeit gezeigt wurde – zentral für Sozialisation- und Entwicklungserfahrungen sind. Daher ist ein wesentliches Ziel meiner Forschung, Anliegen junger Menschen für eine breitere Öffentlichkeit und für politische Entscheidungsträger*innen sichtbar zu machen. Dieser Ansatz wird maßgeblich durch Kilomba inspiriert, welche schreibt, dass Gruppen, die nicht ausreichend Möglichkeiten haben, ihre Erfahrungen publik zu machen genau dann sichtbar werden, wenn sie ihre Geschichten und Alltagserfahrungen erzählen können (vgl. Kilomba 2010: 29 f.). Jugendliche werden – wie in dieser Forschung gezeigt wurde – meist unzureichend angehört, in ihren Bedürfnissen und in ihren Kämpfen um Räume kaum wahrgenommen und in Entscheidungen, die sie betreffen, nicht einbezogen.

Die Auseinandersetzung mit dem Ziel der Arbeit, nämlich jugendliche Perspektiven „sichtbar“ zu machen und somit ihre Sichtweisen durch die Ergebnisanalyse

gewissermaßen zu repräsentieren, brachte mich an gewisse Grenzen und Dynamiken, die im Forschungsprozess nicht auflösbar waren. Denn es muss anerkannt werden, dass mit Wissensproduktion immer eine gewisse Repräsentationsmacht einhergeht (vgl. Broden / Mecheril 2007: 18). So muss diese Arbeit sich der Kritik stellen, dass sie selbst die mangelnden Mitbestimmungsmöglichkeiten Jugendlicher und machtvollen Raumprozesse kritisiert, die Akteur*innen jedoch ebenso wenig in die Entwicklung und Gestaltung des Forschungsprozesses eingebunden waren und die Repräsentationsmacht, die ich in der Forschung habe, ebenso eine machtvolle Dynamik birgt. Dies würde ich im Nachhinein anders gestalten und den Forschungsprozess dialogischer anlegen – die Jugendlichen also von Anfang an stärker in meinen Forschungsprozess einbinden und sie beispielsweise bei der Erstellung des Interviewfragebogens mitbestimmen lassen.

Meine Forschung kann einen diskursiven Raum darstellen, in welcher Anliegen der Akteur*innen Platz finden, allerdings nur in einem begrenzten Rahmen. Es bedarf in diesem Feld noch vieles an Empowerment-Arbeit, welche beispielsweise von Diskriminierung und Rassismus betroffene junge Menschen vernetzt und diese Erfahrungen bearbeitet. Diese geschieht teilweise bereits durch die Offene Jugendarbeit und auch mittels partizipativ und dialogisch angelegten Projekten und Forschungen, in denen Jugendliche maßgeblich über die Planung und die Vorgangsweise der Forschung mitbestimmen. Mitbestimmung und Empowerment sollten jedoch insbesondere wenn Ungleichheit und Unterdrückungsmechanismen im Spiel sind in allen Forschungen und Projekten ein zentrales Prinzip darstellen. Denn dadurch können die Akteur*innen es schaffen, sich selbstständig eigene Bühnen zu nehmen und eine Öffentlichkeit zu finden, damit sie in der Folge in ihren Anliegen und Forderungen hinsichtlich ihrer räumlichen Bedürfnisse und auch darüber hinaus gehört werden.

10. Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Salettl im Fridtjof Nansen Park. Foto: Judit Fussi 2020.	III
Abbildung 2: Tabelle mit Eckdaten der Interviewpartner*innen.....	36
Abbildung 3: Skate-Ramp im Fridtjof Nansen Park. Foto: Judit Fussi 2020.....	81

11. Literaturverzeichnis

Altman, Irwin (1970): Territorial behavior in humans: An analysis of the concept. In: Pastalan, Leon / Carson, Daniel (Hg.) (1970): *Spatial behavior of older people*. Michigan: University of Michigan Press. S. 1-24.

Ammann, Klaus / Hirschauer, Stefan (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In: Hirschauer, Stefan (Hg.) (1997): *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 7-52.

Barde, Hans-Ulrich (2013): Sport in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. In: Deinet, Ulrich / Sturzenhecker, Benedickt (Hg.) (2013): *Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit*. 4. Aufl. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 181-183.

Becker, Ruth (2000): Angsträume oder Frauenräume? Gedanken über den Zugang von Frauen zum öffentlichen Raum. In: Feministisches Kollektiv (Hg.) (2000): *Street Harassment. Machtprozesse und Raumproduktion*. Wien: Mandelbaum Verlag. S. 56-74.

Beer, Bettina (2013): Kultur und Ethnizität. In: Beer, Bettina / Fischer, Hans (Hg.) (2013): *Ethnologie: Einführung in die Erforschung kultureller Vielfalt*. 8. Aufl. Berlin: Reimer. S. 71-88.

Belina, Bernd (2006): *Raum. Überwachung. Kontrolle. Vom staatlichen Zugriff auf städtische Bevölkerung*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.

Belina, Bernd (2013): *Raum. Zu den Grundlagen eines historisch-geographischen Materialismus*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.

Belina, Bernd / Michel, Boris (2019 [2007]): Raumproduktionen. Zu diesem Band. In: Belina, Bernd / Michel, Boris (Hg.) (2019 [2007]): *Raumproduktionen. Beiträge der Radical Geography. Eine Zwischenbilanz*. 4. Aufl. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot. S. 7-34.

Benjamin, Walter (2006): *The Writer of Modern Life, Essays on Charles Baudelaire*. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.

Beratungsgruppe Soziale Arbeit im öffentlichen Raum (2011): Mission Statemet „Soziale Arbeit im öffentlichen Raum“. [online] <https://www.wien.gv.at/gesellschaft/soziale-arbeit/index.html> [10.10.2020].

Berger, Peter / Luckmann, Thomas (1969 [1966]): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt am Main: Fischer Verlag. [Engl. Originalausgabe: Berger, Peter / Luckmann, Thomas (1966): *The Social Construction of Reality. A Treatise in the Sociology of Knowledge*. New York: Doubleday].

Bergmann, Jörg (1985): Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit: Aufzeichnungen als Daten der interpretativen Soziologie. In: Bonß, Wolfgang / Hartmann, Heinz (Hg.) (1985): *Entzauberte Wissenschaft*. Göttingen: Schwartz Verlag. S. 299-320.

Böhnisch, Lothar (2018 [1997]): *Sozialpädagogik der Lebensalter: Eine Einführung*. 8. Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Bohnsack, Ralf (2000 [1991]): *Rekonstruktive Sozialforschung – Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*. 4. Aufl. Opladen: Leske + Budrich.

Böing, Jasper (2017): *Räumliche Identität und Kultur. Ausformungen und Nutzungspotentiale am Beispiel der Stadt Hagen*. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Bourdieu, Pierre (1976 [1972]): *Entwurf einer Theorie der Praxis. Auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. [Franz. Originalausgabe: Bourdieu, Pierre (1976): *Esquisse d'une théorie de la pratique. Précédé de Trois études d'ethnologie kabyle*. Genf: Librairie Droz].

Bourdieu, Pierre (1982 [1979]): *Die feinen Unterschiede*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. [Franz. Originalausgabe: Bourdieu, Pierre (1979): *La Distinction. Critique sociale du jugement*. Paris: Les Éditions de Minuit].

Bourdieu, Pierre (1985 [1984]): *Sozialer Raum und „Klassen“*. Zwei Vorlesungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp. [Franz. Originalausgabe: Bourdieu, Pierre (1984): *Espace social et genèse des classes*. In: *Actes de la Recherche en Sciences Sociales*. Nr. 52-53, Juni 1984. S. 3-12.

Bourdieu, Pierre (1998 [1994]): *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. [Franz. Originalausgabe: Bourdieu, Pierre (1994): *Raisons pratiques: sur la théorie de l'action*. Paris: Seuil].

Bourdieu, Pierre (1997 [1993]): *Das Elend der Welt*. Gekürzte Studienausgabe. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH. [Franz. Originalausgabe: Bourdieu, Pierre (1993): *La misère du monde*. Paris: Seuil].

Broden, Anne / Mecheril, Paul (2007): Migrationsgesellschaftliche Re-Präsentationen. Eine Einführung. In: Broden, Anne / Mecheril, Paul (Hg.): *Re-Präsentationen. Dynamiken der Migrationsgesellschaft*. Düsseldorf: IDA-NRW. S. 7-28.

Bronner, Kerstin (2010): Intersektionalität in der Forschungspraxis – zum Potential eines intersektionalen Forschungsblicks für die empirische Analyse. In: Riegel, Christine / Scherr, Albert / Stauber, Barbara (Hg.) (2010): *Transdisziplinäre Jugendforschung: Grundlagen und Forschungskonzepte*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 253-270.

Buckel, Simone (2018): Migration. In: Belina, Bernd / Naumann, Matthias / Strüver, Anke (Hg.) (2018): *Handbuch Kritische Stadtgeographie*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot. S. 252-258.

Burke, Peter J. / Stets, Jan E. (2005): *A Sociological Approach to Self and Identity*. [online] <http://wat2146.ucr.edu/Papers/02a.pdf> [10.10.2020].

Castells, Manuel (1977 [1972]): *Die kapitalistische Stadt*. Hamburg: VSA-Verlag. [Franz. Originalausgabe: *La question urbaine*. Paris: Maspero].

Castells, Manuel (1983): *The City and the Grassroots*. Berkeley and Los Angeles: University of California Press.

Castro Varela, María do Mar / Dhawan, Nikita (2007): Migration und die Politik der Repräsentation. In: Broden, Anne / Mecheril, Paul (Hg.) (2007): *Re-Präsentationen. Dynamiken der Migrationsgesellschaft*. Düsseldorf: IDA-NRW. S. 29-46.

Castro Varela, María do Mar (2010): Un-Sinn: Postkoloniale Theorie und Diversity. In: Kessl, Fabian / Plößer, Melanie (Hg.) (2010): *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 249-262.

Chambliss, William J. (2001): *Power, Politics and Crime*. Boulder: Westview Press.

Chombart de Lauwe, Paul-Henry (1977): *Aneignung, Eigentum, Enteignung. Sozialpsychologie der Raumaneignung und Prozesse gesellschaftlicher Veränderung*. In: Arch +, Nr. 34. S. 2-6.

Coates, Jamie (2017): *Key figure of mobility: the flâneur*. In: Social Anthropology 25. S. 28-41.

Cox, Kevin (2003): *Political Geography and the territorial*. In: Political Geography 22 (6). S. 607-610.

Dannecker, Petra / Englert, Birgit (2014): Einleitung. In: Dannecker, Petra / Englert, Birgit (Hg.) (2014): *Qualitative Methoden in der Entwicklungsforschung*. Wien: Mandelbaum Verlag. S. 7-19.

Dannecker, Petra / Vossemer, Christiane (2014): Qualitative Interviews in der Entwicklungsforschung. Typen und Herausforderungen In: Dannecker, Petra / Englert, Birgit (Hg.) (2014): *Qualitative Methoden in der Entwicklungsforschung*. Wien: Mandelbaum Verlag. S. 153-175.

Daum, Egbert (2011): *Subjektives Kartographieren*. In: sozialraum.de (3) Ausgabe 1 (2011). [online] <https://www.sozialraum.de/subjektives-kartographieren.php> [10.10.2020]

Degele, Nina / Winkler, Gabriele (2009): *Intersektionslität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: Transcript Verlag.

Degele, Nina / Winkler, Gabriele (2011): *Intersektionalität als Beitrag zu einer gesellschaftstheoretisch informierten Ungleichheitsforschung*. In: Berliner Journal für Soziologie 21. S. 69-90.

Deinet, Ulrich (2009): Sozialräumliche Aneignung und die Bedeutung des öffentlichen Raums für Jugendliche. In: Deinet, Ulrich / Okroy, Heike / Dodt, Georg / Wüsthof, Angela (Hg.) (2009): *Betreten erlaubt!: Projekte gegen die Verdrängung Jugendlicher aus dem öffentlichen Raum*. Opladen: Barbara Budrich Verlag. S. 13-28.

Deinet, Ulrich / Reutlinger, Christian (2014): Tätigkeit – Aneignung – Bildung. Einleitende Rahmungen. In: Deinet, Ulrich / Reutlinger, Christian (Hg.) (2014): *Tätigkeit – Aneignung – Bildung. Positionierungen zwischen Virtualität und Gegenständlichkeit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 11-30.

Deinet, Ulrich (2018): *Jugendliche und die Räume der Shopping Malls: Aneignungsformen, Nutzungen, Herausforderungen für die pädagogische Arbeit. Mit aktuellen Studien aus Deutschland, Österreich und der Schweiz*. Leverkusen-Opladen: Barbara Budrich-Esser Verlag.

Diebäcker, Marc (2014): *Soziale Arbeit als staatliche Praxis im städtischen Raum*. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Dollinger, Bernd / Schmidt-Semisch, Henning (2016): Sicherheit und Alltag: Einführende Zugänge. In: Dollinger, Bernd / Schmidt-Semisch, Henning (Hg.) (2016): *Sicherer Alltag? Politiken und Mechanismen der Sicherheitskonstruktion im Alltag*. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 1-28.

Duden (2010) (Hg.): *Das Synonymwörterbuch. Ein Wörterbuch sinnverwandter Wörter*. 5. Aufl. Mannheim: Dudenverlag.

Edthofer, Julia / Gouma, Assimina / Neuhold, Petra / Prokop, Bettina / Scheibelhofer, Paul (2014): *Das geheime Leben der Grätzeln. Jugendliche Perspektiven auf Produktion, Regulation und Aneignung von urbanem Raum*. In: Berliner Debatte Initial 25 (2014). Ausg.3. S. 34-46.

Edthofer, Julia / Gouma, Assimina / Neuhold, Petra / Prokop, Bettina / Reinprecht, Christoph / Scheibelhofer, Paul (2015): *Das geheime Leben der Grätzeln. Ein Stadtforschungsprojekt mit Jugendlichen*. Wien: Mandelbaum Verlag.

Eick, Volker / Sambale, Jens / Töpfer, Eric (2007): Kontrollierte Urbanität: Zur Neoliberalisierung städtischer Sicherheitspolitik. In: Eick, Volker / Sambale, Jens / Töpfer, Eric (Hg.) (2007): *Kontrollierte Urbanität. Zur Neoliberalisierung städtischer Sicherheitspolitik*. Bielefeld: Transcript Verlag. S. 7-38.

Eick, Volker (2018): Überwachung. In: Belina, Bernd / Naumann, Matthias / Strüver, Anke (Hg.) (2018): *Handbuch Kritische Stadtgeographie*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot. S. 258-263.

Fachabteilung Bildung und Jugend (2019): Werkstatt Junges Wien [online] <https://werkstadt.junges.wien.gv.at/site/> [10.10.2020].

Farr, Arnold (2005): Wie Weißsein sichtbar wird. Aufklärungs-rassismus und die Struktur eines rassifizierten Bewusstseins. In: Eggers, Maureen Maisha (Hg.) (2005): *Mythen, Masken und Subjekte: kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster: Unrast-Verlag. S. 40-55.

Flick, Uwe / Kardoff, Ernst / Steinke, Ines (2019 [2000]): Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: Flick, Uwe / Kardoff, Ernst / Steinke, Ines (Hg.) (2019): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 13. Aufl. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag. S. 13-29.

Foucault, Michel (1977 [1975]): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. [Franz. Originalausgabe: Foucault, Michel (1975): *Surveiller et punir*. Paris: Gallimard].

Frey, Oliver (2010): Perspektive Leerstand. Teil 1. Wien: Wien Kultur.

Frey, Oliver (2004): Urbane öffentliche Räume als Aneignungsräume. Lernorte eines konkreten Urbanismus? In: Deinet, Ulrich / Reutlinger, Christian (Hg.) (2004): *„Aneignung als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Beiträge zur Pädagogik des Kindes- und Jugendalters in Zeiten entgrenzter Lernorte*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 219-233.

Fuhs, Burkhard (2012): *Qualitative Methoden in der Erziehungswissenschaft*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Galuske, Michael (2013 [1998]): *Methoden der sozialen Arbeit: eine Einführung*. 10. Aufl. Weinheim: Beltz Juventa.

Gesemann, Frank / Roth, Roland (2009): Kommunale Integrationspolitik in Deutschland – einleitende Bemerkungen. In: Gesemann, Frank / Roth, Roland (Hg.) (2009): *Lokale Integrationspolitik in der Einwanderungsgesellschaft: Migration und Integration als Herausforderung von Kommunen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 11- 30.

Glaser, Barney / Strauss, Anselm (1967): *The Discovery of Grounded Theory*. Chicago: Transaction Publishers, Rutgers.

Gold, Johannes (2013): Der Diskurs über Migration in Politik und Medien im Verlauf der österreichischen Zweiten Republik. Wien: Universität Wien. Dissertation.

Goffman, Erving (2009 [1956]): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. 7. Aufl. München: Piper Verlag. [Engl. Originalausgabe: Goffman, Erving (1956): *The Presentation of Self in Everyday Life*. Edinburgh: University of Edinburgh Social Science Research Centre].

Goller, Katrin / Richter, Peter (2013 [2004]): Ortsidentität und Ortsbindung. In: Richter, Peter (Hg.) (2013): *Architekturpsychologie*. 4. Aufl. Lengerich: Pabst Science Publishers. S. 175-207.

Graham, Stephen (2010): *Disrupted Cities. When Infrastructure Fails*. New York: Routledge.

Graumann, Carl Friedrich (1983): *On Multiple Identities*. In: *International Social Science Journal* Vol. 35 No 2. S. 309-321.

Grunwald, Klaus / Thiersch, Hans (2016 [2011]): Lebensweltorientierung. In: Grunwald, Klaus / Thiersch, Hans (Hg.) (2016 [2011]): *Praxishandbuch lebensweltorientierte Soziale Arbeit: Handlungszusammenhänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern*. 3. Aufl. Basel: Beltz Juventa. S. 24-62.

Hackenberg, Verena (2015): „Wer Angst hat, ist nicht frei“. Die Konstruktion von Angsträumen männlicher und weiblicher Studierender in Wien. Wien: Universität Wien. Diplomarbeit.

Hammersly, Martin / Atkinson, Paul (1983): *Ethnography – Principles in Practice*. London, New York: Longman.

Haraway, Donna (1995): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt am Main / New York: Campus Verlag.

Harms, Gerd / Preissing, Christa / Richtermeier, Adolf (1984): *Kinder und Jugendliche in der Großstadt: zur Lebenssituation 9-14 jähriger Kinder und Jugendlicher. Stadtlandschaften als Bezugsrahmen pädagogische Arbeit in Berlin-Wedding und Berlin-Spandau, Falkenhagener Feld*. Berlin: Universitätspresse.

Harvey, David (1973): *Social Justice and the City*. London: Arnold.

Harvey, David (1989): *The Urban Experience*. Baltimore: Johns Hopkins University Press.

Heeg, Susanne / Rosol, Marit (2007): *Neoliberale Stadtpolitik im globalen Kontext. Ein Überblick*. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft Nr. 37(149/4). S. 491-509.

Herlyn, Ulfert / Seggern, Hille / Heinzelmann, Claudia / Karow, Daniela (2003): *Jugendliche in öffentlichen Räumen der Stadt. Chancen und Restriktionen der Raumaneignung*. Ludwigsburg: Wüstenrot Stiftung.

Hill Collins, Patricia (2000): *Black Feminist Thought. Knowledge, Consciousness and the Politics of Empowerment*. New York: Routledge.

Hillman, Karl-Heinz (2007): *Wörterbuch der Soziologie*. 5. Aufl. Stuttgart: Kröner Verlag.

Hoffmann, Dagmar / Mansel, Jürgen (2010): Jugendsoziologie. In: Kneer, Georg / Schroer, Markus (Hg.) (2010): *Handbuch Spezielle Soziologien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 163-178.

Hüllemann, Ulrike / Reutlinger, Christian / Deinet, Ulrich (2019 [2005]): Aneignung. In: Kessel, Fabian / Reutlinger, Christian (Hg.) (2019 [2005]): *Handbuch Sozialraum. Grundlagen für den Bildungs- und Sozialbereich*. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften. 2. Aufl. S. 381-398.

Hurrelmann, Klaus (2016 [1994]): *Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung*. 13. Aufl. Weinheim / München: Beltz Juventa.

Hurrelmann, Klaus (2012): Kindheit, Jugend und Gesellschaft. Identität in Zeiten des schnellen sozialen Umbruchs – soziologische Perspektiven. In: Petzold, Hilarion (Hg.) (2012): *Identität. Ein Kernthema moderner Psychotherapie – Interdisziplinäre Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 57-75.

Kaminske, Volker (2006): *Raumwahrnehmung und Raumvorstellung*. In: *Geographie und Schule* 28(164): S. 12-19.

Kaminske, Volker (2012): *Die räumliche Wahrnehmung. Grundlage für Geographie und Kartographie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Kemper, Raimund / Reutlinger, Christian (2015): Konstruktionszusammenhänge und Wirkungen des umkämpften öffentlichen Raums - eine Einführung. In: Kemper, Raimund / Reutlinger, Christian (Hg.) (2015): *Umkämpfter öffentlicher Raum. Herausforderungen für Planung und Jugendarbeit*. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 13-46.

Kern, Anna (2016): *Produktion von (Un-)Sicherheit – Urbane Sicherheitsregime im Neoliberalismus*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.

Kilomba, Grada (2010): *Plantation Memories. Episodes of everyday Racism*. 2. Aufl. Münster: Unrast Verlag.

Klapeer, Christine (2014): Intersektionalität statt ein verlegenes et cetera. Methodologische Impulse zum Umgang mit der Verwobenheit von ungleichheitsgenerierenden Kategorien. In: Dannecker, Petra / Englert, Birgit (Hg.) (2014): *Qualitative Methoden in der Entwicklungsforschung*. Wien: Mandelbaum Verlag. S. 55-74.

Köck, Peter (2015). *Wörterbuch für Erziehung und Unterricht*. Friedberg: Brigg Verlag.

Krisch, Richard/ Stoik, Christoph / Benrazougui-Hofbauer, Evelyn / Kellner, Johannes (2011): *Glossar Soziale Arbeit im öffentlichen Raum*. Wien: FH Campus Wien.

Kubisch, Sonja (2012): Differenzsensible Forschung in der Sozialen Arbeit. Intersektionalität nach rekonstruktivem Verständnis. In: Effinger, Herbert / Borrmann, Stefan / Gahleitner Silke Brigitta / Köttig, Michaela / Kraus, Björn / Stövesand, Sabine (Hg.) (2012): *Diversität und Soziale Ungleichheit. Analytische Zugänge und professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit*. Opladen: Verlag Barbara Budrich. S. 97-108.

Kuckartz, Udo / Dresing, Thorsten / Rädiker, Stefan / Stefer, Claus (2008): *Qualitative Evaluation. Der Einstieg in die Praxis*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kutschinske, Karin / Meier, Verena (2000): „...sich diesen Raum zu nehmen und sich freizulaufen...“ *Angst-Räume als Ausdruck von Geschlechterkonstruktion*. In: Geographica Helvetica 55: 2000 (2). S. 138-145.

Lamnek, Siegfried (1995): *Medien und Kriminalpolitik*. In: DVJJ-Journal 5: S. 301-311.

Lange, Hans-Jürgen / Frevel, Bernhard (2008): Innere Sicherheit im Bund, in den Ländern und in den Kommunen. In: Lange, Hans-Jürgen / Ohly, Peter H. / Reichertz, Jo (Hg.) (2008): *Auf der Suche nach neuer Sicherheit. Fakten, Theorien und Folgen*. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 115-148.

Lefebvre, Henri (1972 [1970]): *Die Revolution der Städte*. München: List. [Franz. Originalausgabe: Lefebvre, Henri (1970): *La révolution urbaine*. Paris: Anthropos].

Lefebvre, Henri (2009 [1974]): *The Production of Space*. Malden: Blackwell Publishing. [Franz. Originalausgabe: Lefebvre, Henri (1974): *La Production de l'espace*. Paris: Anthropos].

Lenz, Karl (1988): *Die vielen Gesichter der Jugend. Jugendliche Handlungstypen in biographischen Portraits*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Leontjew, Alexei Nikolajewitsch (1964): *Probleme der Entwicklung des Psychischen*. Berlin: Volk und Wissen.

Lewicka, Maria (2011): *Place attachment. How far have we come in the last 40 years?* In: *Journal of Environmental Psychology*, Vol. 31, Issue 3. S. 207-230.

Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Löw, Martina (2018): *Vom Raum aus die Stadt denken: Grundlagen einer raumtheoretischen Stadtsoziologie*. Bielefeld: Transcript Verlag.

Lüders, Christian (2019): Beobachten im Feld und Ethnographie. In: Flick, Uwe / Kardoff, Ernst / Steinke, Ines (Hg.) (2019): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 13. Aufl. Hamburg: Rowohlt. S. 384-401.

Lueger, Manfred (2000): *Grundlagen qualitativer Feldforschung*. Wien: WUV-Universitätsverlag.

Lueger, Manfred (2001): *Auf den Spuren der sozialen Welt. Methodologie und Organisation interpretativer Sozialforschung*. Frankfurt am Main: Europäischer Verlag der Wissenschaften.

Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Lynch, Kevin (1960): *The Image of the City*. Cambridge: M.I.T. Press & Harvard University Press.

Malinowski, Bronislaw (1922): *Argonauten des westlichen Pazifik: ein Bericht über Unternehmungen und Abenteuer der Eingeborenen in den Inselwelten von Melanesisch-Neuguinea*. Frankfurt am Main: Syndikat. [Engl. Originalausgabe: Malinowski, Bronislaw (1922): *Argonauts of the Western Pacific. An Account of Native Enterprise and Adventure in the Archipelagoes of Melanesian New Guinea*. New York: Dutton.

Massey, Doreen (1991): *A global sense of place*. In: *Marxism Today*, June 1991. S. 24-29.

Massey, Doreen (1993): Raum, Ort und Geschlecht. In: Bühler, Elisabeth / Meyer, Heidi / Reichert, Dagmar / Scheller, Andrea (Hg.): *Ortssuche. Zur Geographie der Geschlechterdifferenz*. Zürich: efef-Verlag. S. 109-122.

Massey, Doreen (1994): *Space, Place and Gender*. Cambridge: Polity Press.

Massey, Doreen (2005): *For Space*. London: SAGE Publications Ltd.

Massey, Doreen (2007): Politik und Raum/Zeit. In: Belina, Bernd / Michel, Boris (Hg.) (2007): *Raumproduktionen*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot. S. 111-132.

May, Michael (2008): Sozialräumbezüge Sozialer Arbeit. In: Alisch, Monika / May, Michael (Hg.) (2008): *Kompetenzen im Sozialraum. Sozialraumentwicklung als transdisziplinäres Projekt*. Opladen: Verlag Barbara Budrich. S. 61-84.

Mayer, Margit (2013): Urbane soziale Bewegungen in der neoliberalisierenden Stadt. In: sub/urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 1 (1): 155-168.

Mayring, Philipp (1988): Qualitative Inhaltsanalyse. In: Mayring, Philipp (Hg.) (1988): *Die qualitative Wende. Arbeiten zur qualitativen Forschung*. Augsburg: Universität, Forschungsstelle für Pädagogische Psychologie und Entwicklungspsychologie. S. 22-31.

Mayring, Philipp (2016): *Einführung in die qualitative Sozialforschung: Eine Einleitung zu qualitativem Denken*. Weinheim: Beltz Juventa.

Mayring, Philipp (2019 [2000]): Qualitative Inhaltsanalyse. In: Flick, Uwe / Kardoff, Ernst / Steinke, Ines (Hg.) (2019 [2000]): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 13. Aufl. Hamburg: Rowohlt. S. 468-475.

McCall, Leslie (2005): *The Complexity of Intersectionality*. In: Signs 30 (3). S. 1771-1800.

Mecheril, Paul (1999): Wer spricht und über wen? Überlegungen zu einem (re-)konstruktiven Umgang mit dem Anderen des Anderen in den Sozialwissenschaften, In: Bukow, Wolf-Dietrich / Ottersbach, Markus (Hg.) (1999): *Der Fundamentalismusverdacht. Plädoyer für eine Neuorientierung der Forschung im Umgang mit allochthonen Jugendlichen*. Opladen: Leske + Budrich. S. 231-266.

Monahan, Torin (2006): *Surveillance and Security. Technological Politics and Power in Everyday Life*. New York: Routledge.

Muri, Gabriela / Friedrich, Sabine (2009): *Stadt(t)räume – Alltagsräume? Jugendkulturen zwischen geplanter und gelebter Urbanität*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Nissen, Ursula (1998): *Kindheit, Geschlecht und Raum. Sozialisatorische Zusammenhänge*. Weinheim: Beltz Juventa.

Oswald, Hans (2013 [1997]): Was heißt qualitativ forschen? Warnungen, Fehlerquellen, Möglichkeiten. In: Friebertshäuser, Barbara / Langer, Antje / Prengel, Annedore (Hg.) (2013 [1997]): *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. 4. Aufl. Weinheim und Basel: Beltz Juventa. S. 183-204.

Piaget, Jean / Inhelder, Bärbel (1999 [1948]): *Die Entwicklung des räumlichen Denkens beim Kinde*. Stuttgart: Klett Verlag. [Franz. Originalausgabe: Piaget, Jean / Inhelder, Bärbel (1948): *La représentation de l'espace chez l'enfant*. Paris: Presses Univ. de France].

Pries, Ludger (2008): *Die Transnationalisierung der sozialen Welt. Sozialräume jenseits von Nationalgesellschaften*. Frankfurt am Main: Springer VS für Sozialwissenschaften.

Proshansky, Harold / Fabian, Abbe / Kaminoff, Robert (1983): *Place-identity: physical world socialization of the self*. In: *Journal of Environmental Psychology*, 3. S. 57-83.

Puar, Jasbir (2011): „Ich wäre lieber eine Cyborg als eine Göttin“. *Intersektionalität, Assemblage und Affektpolitik* [online] <http://eipcp.net/transversal/0811/puar/de> [10.10.2020].

Rau, Susanne (2017 [2013]): *Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Reinders, Lykke (2004): Baby Bronks: Place and Identity in a Parisian Banlieue. In: Eckardt, Frank / Hassenpflug, Dieter (Hg.) (2004): *Urbanism and Globalization*. Frankfurt am Main: Peter Lang. Europäischer Verlag der Wissenschaften. S. 151-173.

Reutlinger, Christian (2003): *Jugend, Stadt und Raum. Sozialgeographische Grundlagen einer Sozialpädagogik des Jugendalters*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Reutlinger, Christian (2013): Urbane Lebenswelten und Sozialraumorientierung. In: Deinet, Ulrich / Sturzenhecker, Benedickt (Hg.) (2013): *Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit*. 4. Aufl. Wiesbaden: Springer VS für Sozialwissenschaften. S. 589-598.

Rieker, Peter / Mörgen, Rebecca / Schnitzer, Anna (2016a): Partizipation von Kindern und Jugendlichen in vergleichender Perspektive – eine Einleitung. In: Rieker, Peter / Mörgen, Rebecca / Schnitzer, Anna (Hg.) (2016): *Partizipation von Kindern und Jugendlichen in vergleichender Perspektive. Bedingungen – Möglichkeiten – Grenzen*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa. S. 7-14.

Rieker, Peter / Mörgen, Rebecca / Schnitzer, Anna / Stroezel, Holger (2016b): *Partizipation von Kindern und Jugendlichen. Formen, Bedingungen sowie Möglichkeiten der Mitwirkung und Mitbestimmung in der Schweiz*. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Rolfes, Manfred (2003): *Kriminologische Regionalanalyse Osnabrück 2002/03*. Osnabrück: Universität Osnabrück.

Rolshoven, Johanna (2003): *Von der Kulturraum- zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags*. In: Zeitschrift für Volkskunde II 2003. S. 189-213.

Rosol, Marit / Dzudzek, Iris (2018): Partizipative Planung. In: Belina, Bernd / Naumann, Matthias / Strüver, Anke (Hg.) (2018): *Handbuch Kritische Stadtgeographie*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot. S. 329-333.

Sack, Robert (1983): *Human Territoriality: A Theory*. In: *Annals of the Association of American Geographers* Nr. 73(1). S. 55-74.

Said, Edward (1979): *Orientalism*. New York: Random House, Inc.

Scharathow, Wiebke (2010): Vom Objekt zum Subjekt. Über erforderliche Reflexionen. In der Migrations- und Rassismusforschung. In: Broden, Anne / Mecheril, Paul (Hg.) (2010): *Rassismus bildet: bildungswissenschaftliche Beiträge zu*

Normalisierung und Subjektivierung in der Migrationsgesellschaft. Bielefeld: Transcript Verlag S. 87-111.

Scharathow, Wiebke (2014): *Risiken des Widerstands. Jugendliche und ihre Rassismuserfahrungen.* Bielefeld: Transcript Verlag.

Scherr, Albert / Griesse, Hartmut / Mansel, Jürgen (2003): Einleitung. Jugendforschung und das Theoriedefizit? In: Scherr, Albert / Griesse, Hartmut / Mansel, Jürgen (Hg.) (2003): *Theoriedefizite der Jugendforschung. Standortbestimmung und Perspektiven.* Weinheim und München: Beltz Juventa. S. 7-10.

Schmid, Christian (2010): *Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes.* Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

Schnur, Olaf (2008): Quartiersforschung im Überblick: Konzepte, Definitionen und aktuelle Perspektiven. In: Schnur, Olaf (Hg.) (2008): *Quartiersforschung. Zwischen Theorie und Praxis.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 19-54.

Schubert, Herbert (2000): Städtischer Raum und Verhalten. Zu einer integrierten Theorie des öffentlichen Raums. Opladen: Leske + Budrich.

Schulze, Gerhard: (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt am Main / New York: Campus-Verlag.

Simon, Titus (2013): Abhängen, Treffen, Warten, Langeweile. In: Deinet, Ulrich / Sturzenhecker, Benedikt (Hg.) (2013): *Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit.* 4. Aufl. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 151-154.

Sorokin, Pitrim Alexandrowitsch (1959): *Social Mobility.* New York: Harper and Brothers.

Stadtentwicklung Wien (Hg.) (2007): *Draußen in der Stadt. Öffentliche Räume in Wien.* Wien: Reprografie 21 A.

Stadtentwicklung Wien (2012): *Praxisbuch Partizipation. Gemeinsam die Stadt entwickeln.* Wien: Holzhausen Druck GmbH.

Stadtentwicklung Wien (Hg.) (2018): Fachkonzept Öffentlicher Raum. Wien: Stadt Wien. Agensketterl: Bad Vöslau.

Strüver, Anke (2018): Pierre Bourdieu – Die verborgenen Mechanismen sozial-räumlicher Macht. In: Belina, Bernd / Naumann, Matthias / Strüver, Anke (Hg.) (2018): *Handbuch Kritische Stadtgeographie*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot. S. 47-52.

Taxacher, Ina / Lebhart, Gustav (2016): Wien – Bezirke im Fokus. Statistiken und Kennzahlen. Broschüre der Magistratsabteilung 23 – Wirtschaft, Arbeit und Statistik. Wien.

Thomas, Sophie / Gilles, David (2018): Ergebnisse der Jugendbefragung in drei Malls. In: Deinet, Ulrich (Hg.) (2018): *Jugendliche und die Räume der Shopping Malls: Aneignungsformen, Nutzungen, Herausforderungen für die pädagogische Arbeit. Mit aktuellen Studien aus Deutschland, Österreich und der Schweiz*. Leverkusen-Opladen: Barbara Budrich-Esser. S. 29-60.

Töpfer, Eric (2007): Entgrenzte Raumkontrolle? Videoüberwachung im Neoliberalismus. In: Eick, Volker / Sambale, Jens / Töpfer, Eric (Hg.) (2007): *Kontrollierte Urbanität. Zur Neoliberalisierung städtischer Sicherheitspolitik*. Bielefeld: Transcript Verlag. S. 193-226.

Verein Rettet das Kind – Landesverband Wien (2007): Leitbild. [online] <https://rdk-wien.at/leitbild.html> [10.05.2020]

Walgenbach, Katharina (2011): Intersektionalität als Analyseparadigma kultureller und sozialer Ungleichheit. In: Bilstein, Johannes / Ecarius, Jutta / Keiner, Edwin (Hg.) (2011): *Kulturelle Differenzen und Globalisierung*. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften. 113-130.

Wastl-Walter, Doris (2010): *Gender Geographien. Geschlecht und Raum als soziale Konstruktion*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

Weber, Max (1921): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr.

Wehmeyer, Karin (2013): *Aneignung von Sozial-Raum in Kleinstädten. Öffentliche Räume und informelle Treffpunkte aus der Sicht junger Menschen*. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Winkler, Gabriele (2012): *Intersektionalität als Gesellschaftskritik*. In: Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, 32(126). Jg. 2012, Nr. 4. S. 13-26.

Witting, Tanja (2013): Spielen und Spiele. In: Deinet, Ulrich / Sturzenhecker, Benedikt (Hg.) (2013): *Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit*. 4. Aufl. Wiesbaden: Springer VS für Sozialwissenschaften. S. 185-187.

Woditsch, Reinhold Josef (2012): *Curbs, Gaps and Rails: Über den Einfluss des öffentlichen Raumes auf das Verhalten der Skateboarder in Wien*. Wien: Universität Wien. Diplomarbeit.

Word Up 23! (2019) [online] <https://www.wiengestalten.at/word-up-23/> [10.10.2020].

Wucherpennig, Claudia (2000): Geschlechterkonstruktion und öffentlicher Raum. In: Bauriedl, Sybille / Schier, Michaela / Strüver, Anke (Hg.) (2000): *Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot. S. 48-74.

Yildiz, Erol (2013): *Die weltoffene Stadt. Wie Migration Globalisierung zum urbanen Alltag macht*. Bielefeld: transcript.

1 Anhang

2 Tabellarische Übersicht über öffentliche Räume

3 *Tabellarische Übersicht: Typologie gelebter öffentlicher Stadträume*

Nr	Setting	Pattern	Beispiele
1	Verteilungspolitische Bereitstellung von Räumen für Öffentlichkeit	Öffentliche Infrastruktur	Freizeitheim, Bürgerhaus, Bibliothek, Museum, Theater, Schwimmbad, Sportplatz, Spielplatz, Stadtteilpark, naturnahe Erholungsbereiche
2	Religiöse und ethnische Orte	Auffallende oder formal abweichende Bauwerke	Kirche, Mahnmal, Friedhof
3	Lokale Räume des Wohnumfelds	Nahbereich der Wohnstandorte	Hausnahe Spielplätze, Bänke, Sitzgruppen, kleine Plätze, kleine grüne Verweilzonen
4	Halböffentliche Übergangsbereiche	Verbindung privat / öffentlich	Balkone, Terrassen, Wintergärten, Eingangsbereiche, Zufahrten, Werbeplakate
5a	Reservierte Verkehrsflächen	Fahrwege	Ringstraße, Hauptstraße, Wohngebietsstraße, Bahnstraßen, Radwege
5b	Ränder von Verkehrswegen	Straßenrand, Kommunikationsinseln	Bürgersteig, Fußwege, Arkaden, promenaden, Alleebäume, Straßengraben, wegenehe Grünstreifen; Bahndämme, Bahnhöfe, Airport, ÖPNV-Haltestellen; Telefonzellen, Tankstellen, Straßenkioske, Imbissstände, Stadtinformationssäulen
6	Mobile Verkehrsräume	Serielle Sitzordnung	Innenräume von öffentlichen Verkehrsmitteln: Eisenbahn, Stadtbahn, U-Bahn, Bus; Fahrstuhl/ Lift, Rolltreppen
7	Umfeld von Konsumorten	Markt, Erlebnis, Dienstleistung	Konsumorientierte Erlebnisorte: Markthallen, Einkaufszentren, Freiluftmärkte, Passagen, Sportarenen, Volksfestplätze; Dienstleistungsorte: Restaurants,

				Straßencafés, Bars / Clubs, Warteräume
8	Öffentlich zugängliche Orte für private Tätigkeiten	Orte der außerhäuslichen Eigenarbeit		Waschsalons, Autowaschstraßen, Recyclinghöfe, Treffpunkte von Autobastlern
9	Lokale Mittelpunkte	Zentrum, Aktivitätsknoten		Innenstadt, zentrale Plätze, zentrale Promenaden
10	Aufgegebene Flächen	Brachen		Industrie-, Militär- und Verkehrsbrachen
11	Informelle Mittelpunkte von sozialen Beziehungsnetzen	Forum, Runder Tisch		Vereine Bürgerinitiativen, Versammlungen; Vereinsräume, Treffpunkte öffentlicher Kreise
12	Virtuelle Stadtöffentlichkeit	Internet		Lokale Chatrooms, Stadtinformationssystem

4 Darstellung: Schubert 2000: 60

5

6

7

8 Transkriptionsregeln

9

- 10 1. Es wird wörtlich transkribiert, also nicht lautsprachlich oder
11 zusammenfassend. Vorhandene Dialekte werden nicht mit transkribiert.
- 12 2. Die Sprache und Interpunktion wird leicht geglättet, d.h. an das Schriftdeutsch
13 angenähert. Beispielsweise wird aus „Er hatte noch so’n Buch genannt“ → „Er
14 hatte noch so ein Buch genannt.“
- 15 3. Alle Angaben, die einen Rückschluss auf eine befragte Person erlauben,
16 werden anonymisiert.
- 17 4. Deutliche, längere Pausen werden durch Auslassungspunkte (...) markiert.
- 18 5. Besonders betonte Begriffe werden durch Unterstreichungen gekennzeichnet.
- 19 6. Zustimmende bzw. bestätigende Lautäußerungen der Interviewer[*innen;
20 Anm. JF] (Mhm, Aha, etc.) werden nicht mit transkribiert, sofern sie den
21 Redefluss der befragten Person nicht unterbrechen.
- 22 7. Einwürfe der jeweils anderen Person werden in Klammern gesetzt.
- 23 8. Lautäußerungen der befragten Personen, die die Aussage unterstützen oder
24 verdeutlichen (etwa lachen oder seufzen), werden in Klammern notiert.
- 25 9. Die interviewende Person wird durch ein „I“, die befragte Person durch ein
26 „B“, gefolgt von ihrer Kennnummer, gekennzeichnet (etwa „B4“).
- 27 10. Jeder Sprecher[*innen]wechsel wird durch zweimaliges Drücken der Enter-
28 Taste, also eine Leerzeile zwischen den Sprecher[*innen; Anm. JF], deutlich
29 gemacht, um die Lesbarkeit zu erhöhen. (Kuckartz et al 2008: 27 f.).